NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07437336 0

RAE
Diessenbrat

Digitized by Google

Max Rubbach.
1899.

RAE
Diesenb

Max Müller
1849.

Ueber

Leben, Geschichte

und

Sprache

von

Dr. L. Diefenbach,

Pfarrer und Bibliothekar zu Solms-Laubach.

Verlag der J. Ricker'schen Buchhandlung in Giessen.

1835.

E

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1942 L

Gedruckt bei G. D. Brühl in Gieſſen.

Herrn Geheime-Regierungsrathe

Dr. Friedrich Schmitthenner,

Professor der Staatswissenschaft an der Universität zu Gießen, der Kongelige Nordiske Oldskrift Selskab zu Kopenhagen und mehrerer Deutschen historischen Gesellschaften, so wie des Gelehrtenvereins für Deutsche Sprache zu Frankfurt ordentlichem und des landwirthschaftlichen Vereins für die Eifel zu Bonn Ehrenmitgliede

in aufrichtiger Verehrung, Dankbarkeit und Ergebenheit

gewidmet von dem

Verfasser.

42X61

Nachtrag.

(September 1835.)

Erst bei Beendigung des Druckes kommt mir die Fortsetzung von Bopp's vergleichender Grammatik, so wie Stern's interessante Grundlegung einer Sprachphilosophie zur Hand; es bleibt mir deßhalb kaum Zeit, den folgenden nachträglichen Citaten auch einige, bei eiliger Durchlesung aus der erstgenannten Schrift gesammelte zuzufügen:

Zu Seite 32: Ueber die Comparationssuffixe vgl. Bopp, vgl. Gr. S. 389.

— — 77 mit Anm k): Ueber Rhinismus vgl. noch Bopp a. a. O. S. 409 mit Anm. u. S. 457. — Der rhinistischen Verstärkung gegenüber steht auch eine solche Schwächung durch Ausfall eines Nasales.

— — 80 Anm. z): Vgl. ferner a. a. O. §. 135 mit Anm. S. 340 Anm **.

— — 81 Anm. k): Zu der verstärkenden Rückwirkung von h, r, auch w, vgl. noch Grimm Gr. I. S. 459. 467. cf. 236. 239.

— — 82 Anm. 4): Vgl. noch Bopp a. a. O. S. 381.

— — 82—83: Ueber uru vgl. a. a. O. S. 108—9; über guru S. 423.

— — 83—90: Ueber Assibilation vgl. Grimm Gr. I. S. 262.

— — 95: Zu der Hypothese über mnâ vgl. Bopp a. a. O. S. 469.

— — — Anm. 2): memor bei Bopp (a. a. O. S. 478 Anm.) = mesmor: Sanskr. smar.

— — ebendas. mit S. 96, VI.: Auch in Sanskr. schlägt bisweilen ç vor (vgl. çvak, çvalk), ein bekanntlich meist ursprünglich gutturaler Laut.

— — 96 Anm. 2): Bekanntlich wird naman etc. auch anders gedeutet und mit nehmen u. s. w. zusammengestellt.

— — 97: Für die ursprüngliche Demonstrativ-Bedeutung selbst des Frage-Pronomens sind mehrfache Belege in dem 2. Hefte von Bopp's vgl. Gr. zu finden.

— — 109 Anm. 2): Für das Suffix ir vgl. Bopp a. a. O. S. 292. — Für ar ebds. S. 233. Anm.

— — 117—118: Zu den dort angeführten Formzerspaltungen vgl. noch a. a. O. S. 352. Anm.

— — 119—120: Für etwaigen unorganischen Uebergang der Auslautslänge in die obliquen Casus vgl. Bopp a. a. O. S. 328.

Ein uferloses ewig bewegtes Meer dehnt sich das Leben vor unsern Blicken aus; Gestalten tauchen auf und versinken, bald unter sturmbewegten Wogen, bald auf friedlich stiller Fläche; und wann das Einzelwesen verschwunden ist vor unseren schwachen Augen, dann sagen wir, es sey todt; aber es ist wirklich in das unendliche Leben untergegangen und hat nur seine Grenzen aufgegeben. Es ist kein gedankenloser Mysticismus, der uns diese Ansicht des alle Einzelleben erzeugenden und wieder aufnehmenden allgemeinen Lebens gibt; sondern die freie Anschauung der Natur führt uns dazu, indem wir uns durch die im Menschen wohnende Gotteskraft von allen individualen Schranken losmachen, selbst von unserer theuersten kindlichen Hoffnung auf individuales Fortleben und das Wiedersehen der verschwisterten Wesen, die mit uns auf dem unendlichen Strome schifften und plötzlich vor uns verschwanden. Oft ist das Losreißen von einem als unrein und verderblich erkannten Wahne schon schwer; wieviel mehr die Trennung von einem reinen, beseligenden Traume, der nicht bloß dem einzelen Menschen, sondern der ganzen Menschheit theuer ist. Schon der erste Mensch bildete sich ihn in der schweren Stunde, als er um das Wesen trauerte, das mit ihm oder kurz nach ihm entstand und vor ihm verging, und als er umgeben war von seinen Kindern und Kindeskindern und von den tausend Wesen einer Welt, die ihm angehörte — und doch einsam. O schöner Glaube, der ihn tröstete! Sein Herz sprach ihn selig aus; die Blumen,

die aus dem Wintertode aufwachten, flüsterten dazu, und der ganze Frühling rief ihn jauchzend nach — und doch war er Täuschung. Du hörtest nur dein menschlich trauerndes, menschlich wünschendes und ebenso getäuschtes Herz, guter Mensch! Die Natur sprach anders. Es waren nicht die gestorbenen Blumen, die wieder aufblühten, sondern es waren ihre Kinder; die Erde darf ihre Leben nicht aufbewahren, wenn sie sich nicht bald feindlich anfallen und zerreißen sollen. Besser darum, der Tod hilft dem Leben, als daß es selbst sich anfeinde; besser ein Wesen aufblühend über dem modernden, als zwei, die nicht recht leben können, weil keines sterben kann.

Diese Ueberzeugung festhaltend müssen wir uns über all jenes kindliche Sehnen und Hoffen erheben — nicht uns davon losreißen mit Prometheus-Trotze, damit nicht der Geier unser Inneres zerreiße *); auch nicht in dumpfer Resignation, noch weniger in stiller, tödtlicher Trauer die Trennung davon erdulden. Nein, wir müssen zusehn, wie die Blüthen und die Menschen verwelken; wir müssen vorausdenken in künftige Aeonen, wo diese ganze Erde mit ihren Gräbern sich auflösen wird, wie jedes Einzelwesen **); und wo diese Sonnen den Wesen, welchen

*) Bilder dieses Kämpfens und Unterliegens geben mannigfaltig durch die alten Mythen. Rodier sagt: Dem Antäus gleich umklammert der Mensch die Erde, aus der er ward, um mit mehr Kraft gegen den ihn drängenden Gott zu kämpfen; und er steht nur wieder auf, um zu sterben. Die Fabel des Titanen ist die unveränderliche Geschichte der Welt.

**) Wie der Mensch von Jahre zu Jahre vollkommener wird in seinem inneren Leben, so wurde es auch diese Erde, die er bewohnt, von Jahrtausende zu Jahrtausende. Wir sehen die Menschengeister, die von der grauesten Vorzeit an zu dieser Vervollkommnung wirkten, nicht mehr in ihrem Einzelleben; aber sie haben alle Theil an diesem Leben der ganzen Menschenwelt, das durch sie höher stieg. Doch Jahre verschwinden und das schöne Menschenleben geht unter. Aeonen werden verschwinden und die blühende Erde mit

sie einst leuchteten, nachfolgen werden in den heimathlichen Schooß der Natur: und in all diesen versinkenden Leben nur den Phönix *) sehn, der zugleich als sein Kind und

---

ihnen untergehen. Ist sie denn Mehr vor der Unendlichkeit des Universums, als Ein Erdenbewohner? Ist sie Mehr oder Weniger, als ein Individuum, das vor der Unendlichkeit in Nichts verschwindet und doch für sich besteht oder im Strome der ewigen Zeit einmal bestand? — Und keine Sündfluth wird die Erde strafend dahin reißen, sondern sie wird sterben, wie der Mensch, im langen Laufe der Zeiten vollkommner geworden. Ihr Sternenglanz wird den Blicken ferner Weltenbewohner verschwinden; aber Was sie war und Was die Millionen Geister auf ihr waren, bleibt und wirkt ewig fort in der endlosen Reihe der Wesen und Welten! Amen.

*) Diese bedeutungsvolle Sage stellt nach der reinen Naturphilosophie das Gesetz von Sein und Vergehen oder vielmehr von dem ewigen Leben in dem Universum dar, das sich erneuert, indem es sich tödtet. Und diese Freiwilligkeit, womit der Phönix von langer Wanderung endlich heimkehrend sich und seine Heimath der läuternden, Tod und Leben bringenden Flamme übergibt, weil sein Tagewerk vollendet ist — welch ein kräftiges Wort an die Seele, die vor der Vernichtung ihrer Individualität zurück bebt!

Obschon die Lehre der dogmatischen Christen in einer gewissen Feindschaft gegen die Naturreligion steht, so ist doch eben ihre Ansicht über Christus Opfertod sehr der erwähnten Idee der Naturreligion von der nothwendigen und doch freien Hingebung der Individualität entsprechend.

Am Leichtesten und Vollkommensten stellt sich die Nothwendigkeit dieser Opfer, diese Unterordnung des Einzel-Wols unter das allgemeine in einer Allgemeinheit dar: in einem Staate, einer Gemeinde, auch einer Lehranstalt. Selbst die reinste republicanische Form eines Staates oder einer Gesellschaft fordert für die Allgemeinheit von den einzelen Gliedern bisweilen Opfer, und seien es nur die Opfer von Ansichten, von Gewohnheiten. Der Staat ist der beste, in dem das Ganze mit möglichst kleinen Opfern der Glieder besteht; der Staat aber existirt nicht, wo diese Opfer ganz unnöthig wären. Nehmen wir selbst den Menschen als Ganzes, das aus Theilen besteht: seine Theile sind eben diesem Gesetze der Einheit oder Allgemeinheit unterworfen. Wie oft streiten die Forderungen des geistigen und körperlichen Seins

als er wiederum selbst sich jugendlicher und schöner aus der Asche erhebt. Und nicht bloß zusehn dem werdenden und vergehenden Leben, sondern auch das eigne*) in seiner Blüthe und Lust und wieder in seinem Untergehn fühlen ohne Todesschmerz, ohne Schwäche wie ohne Widerstand, frei wollend, wie der Phönix in der deutungsvollen Sage, was die heilige Natur gebietet. Das Alles muß mit Bestimmtheit und Klarheit vollendet werden, mit gewissenhafter Erwägung aller Gründe, damit wir nicht in einem dämmernden Gefühlleben zwischen Wahrheit und Zweifel hangen bleiben. Als Gegengründe gegen jenen entsagenden Glauben dürfen unsere einzelen Gefühle, Wünsche und Abneigungen nur sehr behutsam gebraucht werden, nur mit genauer Zergliederung ihrer Natur und Entstehung. Wer wird leugnen, daß der Tod wenigstens das Erdenleben beschließe? Und doch wird sich ihn kein Wesen im blühenden Leben voll Kraft wünschen, wo noch keine Qual die Lebenslust aufzehrt; es wünscht ihn erst, wann die

---

gegen einander; soll das Ganze nicht leiden oder wenigstens seinen Zweck nicht verfehlen, so müssen beide Parteien mit wechselseitiger Nachgiebigkeit sich gütlich ausgleichen.

Und wie es sich mit den Theilen der Welt verhält, so verhält es sich mit ihrem Ganzen, mit dem Universum. Es kann nicht bestehen ohne Opfer der Einzelleben; somit sind alle diese zweckmäßig oder nothwendig. Es kann nicht anders sein, weil das Universum nicht aus Idealen, sondern aus Realitäten zusammengesetzt ist und sein muß; es ist die beste mögliche Welt.

Dieß Gesetz, wie alle des Universums können wir nur aus seinen Theilen schließen, weil wir es selbst nicht übersehen können. Ueberall spiegelt sich das Unendliche in dem Endlichen ab, und das endliche Wesen soll überall die Gesetze des Unendlichen zum Muster nehmen — das heißt auf theologisch: der Mensch soll immerdar Gott vor Augen haben.

*) Leider sterben oft Menschen, Völker und selbst Sprachen fluchend, wie z. B. die Kornische tragikomisch in dem Munde der alten Fischerinn Dolly Penteraeth.

üppige Schönheit der Natur ſeiner Kraftloſigkeit und die Fröhlichkeit anderer Weſen ſeiner Trauer zu ſpotten ſcheint, alſo in irgend einem kranken, abnormen Zuſtande. Und ſelbſt dann wünſchen wir ihn kaum und klammern uns im Unglücke wie im Glücke (— weil wir die Dauer des Glückes eben ſo heiß erſehnen als den Erſatz des Leidens —) ſo feſt an den Glauben der individualen Unendlichkeit (contradictio in adjecto!), daß wir den nicht wegzuleugnenden Tod zum Intermezzo ſtempeln und dem Erdenleben, das ſelbſt einem Chriſtus, wie vielmehr einem Poſa und Egmont Trennungsſchmerzen koſtete, Fortſetzung auf einer andern Erde, die wir Himmel nennen, leihen, ſtatt ſeine ewige ununterbrochene Dauer im allgemeinen Leben zu glauben. Es iſt wahr, das Unendliche ſpiegelt ſich in der Bruſt des Menſchen und es iſt keine Täuſchung; aber der Menſch, ſeiner Natur nach endlich, darf nicht verlangen, mit dem, was ſeiner Natur nach ewig iſt, weil er es anſchauen konnte, als Einzelweſen fortzudauern. In ſchwächeren Stunden erſcheint uns dieß Zurücklaſſen der Individualität als Zernichtung und ewige Verbannung aus dem Vaterhauſe; aber iſt das All, die Heimath alles Lebens nicht auch die unſre? Immer ferner ſteht dem Menſchen die kleine Heimath der Kindheit, wann er im Leben vorſchreitet, und er wird immer mehr der ganzen Erde eigen, bis auch dieſe weite Heimath vor ſeinen Blicken ſchwindet und die allgemeine ihn wieder aufnimmt.

Jene Schwäche iſt auf der niederen Stufe des Bewußtſeins natürlich und darum verzeihlich; gewöhnlich wird der Menſch ſich ſeiner nur als Individuums bewußt und verwechſelt das Einzelleben mit dem allgemeinen, — ähnlich wie die Erde lange Zeit wähnte, am Abend gehe nicht ſie, ſondern die Sonne unter, und nicht begreifen konnte, daß das Lichtmeer ununterbrochen fortflute. — Einen Schritt höher erblickt der Menſch das allgemeine Leben als Object vor ſich, als Nicht-Ich im Gegenſatze zu ſeinem

individualen Ich. Die höchste Stufe aber ist das Selbstbewußtsein im allgemeinen Leben, das Selbst-Erkennen und -Empfinden in dieses hinein, die unerläßliche Bedingung der Unsterblichkeit. Wen die Vernichtung der Individualität niederdrückt, der verdient diesen Schmerz durch sein egoistisches Haften an Individualität, das diesen Schmerz erzeugte; oder nach dem Ausdrucke eines achtungswerthen Theologen „die Vereinigung mit Gott kann nicht geschehen, wenn wir gerade das uns von Gott Trennende — das Individuale, Unvollkommene, Sündige — mit zu ihm nehmen wollen.“ Wer zu solcher Erhebung keine Kraft hat, auch nicht in einzelen höheren Stunden *), der

*) Die positive Religion hat dieselben Grund-Züge und -Wirkungen, wie die reine, nur in verkleinertem Maßstabe. Sie gibt dem noch in Kindheit befangenen Menschen das Bild eines gleichsam übermenschlichen Menschen und nennt es Gott; und so gestaltet sie überhaupt die ewigen Wahrheiten von Fortdauer, Vergeltung, Vorsehung u. s. w. κατ' ἄνθρωπον. Die Formen reiner Religion können in ihrer natürlichen Gestalt und Größe nur in Momenten aufgefaßt werden, wo wir uns mit dem gewöhnlichen irdischen Maße für uns selbst nicht begnügen.

Wollte indeß selbst der ausgezeichnete Mensch die Wahrheit beständig nur in ihren gigantischen Urformen vor Augen haben, so würde er unter dem Gewichte überirdisch großartiger Vorstellungen ermatten, weil an seinem irdischen Theile auch schon die irdischen Vorstellungen und Wünsche mit der eigenthümlichen Schwere der Erde hingen und zögen.

Hier ist der kleine Gott in der Enge. Die Erde ist zu schön, als daß er ihr ganz entsagen möchte; noch Mehr: er kann es nicht und soll es auch nicht wollen. Noch weniger wird er aber, wenn er den reinen Nektar der Wahrheit einmal gekostet hat, dieß Vorrecht des Götterfreundes aufgeben wollen, um wieder den trüben Trank des Erdenmahles zu genießen, und er soll es auch nicht.

Darum erhebe er sich in den edelsten seiner Momente, wann in ihm, wie in dem Diamanten, das Licht rein und selbst mitten in düstrer Nacht waltet, über seine Erde und sitze mit am Tische der Götter; darnach, weil er Mensch ist, kehre er wieder zurück.

blicke die Geschichte nicht an, wenn er seinen Glauben behalten will *). Denn der Gott, der über Saatfeldern

Den Nektar darf er nicht herabbringen, nicht die Stoffe, die ihm die höchsten Genüsse und Seligkeiten gewährten; denn sie sind nur für die Bewohner jener höheren Regionen bestimmt, unter denen auch er einmal stand; aber das Erzeugniß jener Stoffe, die Seligkeit, ist sein Eigenthum geworden und bleibt ihm auf Erden.

Ohne Bild:

Wir erheben uns in den Momenten höchster geistiger Klarheit, Kraft und Würde zu einer allgemeinen Anschauung des Universums, von individualen Verhältnissen, Ansichten, Wünschen und Befürchtungen abstrahirend. Es ist nicht jener freundliche, aber auch kleine Gott der Menschen, den wir erblicken; sondern um uns wogt der lebendige, lichte Gott der Welt. In Einem unbeschreiblichen Schlage des Herzens empfinden wir seine Liebe und majestätische Kraft und unser Lieben und Vertrauen gegen ihn. Wollten wir aber nun bei der nothwendigen Rückkehr in dieses Erdenleben zugleich immer über demselben stehen, so wollten wir Unmögliches; und wenn das Ueberirdische siegte, so würde das Erdenleben bald durch die Spannung zernichtet werden, in der uns das beständige Anregen desselben erhielte. Ebenso wenig würden wir uns zu den platten irdischen Vorstellungen von Gott und Weltregierung herabwürdigen wollen und würden es auch nicht mehr können, sondern über den vergeblichen Versuchen dazu auch die höchsten Vorstellungen wieder verlieren.

Unsere Aufgabe ist nun folgende: In jenen heiligen Augenblicken haben wir uns — nicht durch mystische Gefühle, sondern durch klare Anschauung — überzeugt, daß Liebe und Vertrauen zu Gott keine Erzeugnisse der Täuschung sind.

Dieß Bewußtsein sollen wir uns nun bewahren im irdischen Leben, ohne uns immer wieder die Gründe vorzuhalten, deren Gewicht uns im gewöhnlichen Zustande niederdrücken würde; das ist der feste Gottesglauben nach Gründen, und einmal in seinem Besitze, würden wir ihm hernach gar nicht mehr niedere Gründe zur Stütze suchen. Wir sind dann „Seines Geschlechtes" und dürfen uns doch freuen wie Menschen, ohne wie Menschen verzweifeln zu müssen.

*) Wir dürfen den Glauben nicht durch subjective Deutelei der Geschichte zu behalten suchen. Vergleiche Schmitthenner Grundr. der alten Geschichte § 3.

und aufblühenden Völkern ihm freundlich erscheint, verschwindet wieder in den Wolken über Erdbeben und Schlachtfeldern und brennenden Städten; und es gehört eine starke, geübte Seele dazu, in dem grausigen Anblicke der Zerstörung an ihre wolthätigen Folgen zu denken *).

---

*) Die bittren Klagen eines längst gebrochenen Herzens, dessen Kraft in der Liebe zu den leidenden Wesen unterging, mögen hier ihre Stelle finden:

„„Es ist kein milder, liebevoller, schonender Geist, der von Anbeginne her durch die Erdengeschichte unsichtbar geht; eine muthige unbezwingbare Kraft, eine finster verschlossene, erbarmungslose Macht, mit festem Willen ohne Wanken führt sie dem ernsten Ziele entgegen. Was hat das furchtbar erhabene Wesen nicht schon zertreten von Allem, was da war auf der Erde!““

„Mag dieß auch nur von der Erdengeschichte gelten: es ist für uns Erdenbewohner kein Trost, daß wir uns die Möglichkeit glücklicherer Geschöpfe auf anderen Sternen denken. Wir sind die erste Stufe von Wesen auf diesem Weltkörper, in denen das Bewußtsein erwacht ist; aber wir scheinen es oft nur zu besitzen, um vor den Thieren das Vorrecht der Erkenntniß zu haben, welche Bande, zerreißbar nur mit unserem Sein, uns an die Erde und an die Sinne und damit an das Unglück fesseln. Was hilft uns unseligen Mittelwesen zwischen zweien Welten die Wahrscheinlichkeit, daß vollkommnere und deßhalb glücklichere Welten und Wesen in gränzenlosen Fernen existiren! Wie bedeutungsvoll ist die hebräische Sage vom Baume der Erkenntniß! der Mensch aß von seiner Frucht, und das Unglück trat herrschend in sein Leben. Er ward umgeben von tausend Leiden, von denen eines seiner Seele schon das Leben zur Last machen kann, und von tausend Freuden, die lächerlich! alle vereint ihn nicht einmal über jenen einen, armseligen Schmerz erheben können. Und so geht es Jahrtausende schon, und noch heute steht der gute Mensch in der Kirche, und bedankt sich in allen Tonarten für das Glück, zu sein! Da lob ich mir doch noch die Teufel, denn sie knirrschen in ihre Ketten.

O du liebevolle, sanfte Natur! sende deine Morgengrüße nicht so vorwurfsvoll herein. Du sollst ja nicht angeklagt werden, denn du bist ja nicht Schuld an deiner Schönheit und an unseren

Wir hören Neronen der Menschheit nur ein Leben wünschen, damit sie es auf einmal zernichten könnten; ja

---

Schmerzen: du mußt vielmehr die Klagschrift mit unterschreiben. Denn alljährlich werden deine Blüthen und deine stillen, schuldlosen Wesen auf dem großen Altare mit gemordet, und nach flüchtigen Jahrtausenden wird all dein Leben todter Graus sein.

Die Religionslehrer wollten die Wesen lehren lächeln und freudig sein in ihrem Opfer-Leide und Tode. Darum nannten sie es ein Dank- und Preis-Opfer; aber weil sie dann doch dem ephemeren Geschöpfe nicht zumuthen konnten, für seinen armselig verlebten, verhofften und verlittenen Lebenstag zu danken: so versprachen sie ihm ein schönes Geburtstagsgeschenk nach dem Tode, freilich auf theure Pränumeration, die in die Casse des Universums floß.

Wie lange ist es schon so zugegangen! die heiteren Götter der Griechen starben alle; und nur das finstre Fatum, die unendliche Nacht, in der sie alle untergingen, blieb zurück. Aber das Menschengeschlecht war unermüdlich im Hoffen und Träumen; es baute neue Altäre, verwarf alte Räthsel, bildete neue — und wo ein Leben sich aus der allgemeinen Disharmonie herausringen wollte, da wurde es höchstens zum ausweichenden Septimenaccorde, dessen Auflösung ausblieb und durch ihr Ausbleiben jenes ängstliche, quälende Gefühl erzeugte, das wir Ahnung nennen!" —

„Es ist eine schreckliche Wahrnehmung, die ich in der Welt mache: das Leben nährt sich vom Raube des Lebens, und das Ende dieser Cannibalenkette ist der Mensch, ausgezeichnet dadurch, daß er auch von dem Leben seiner eigenen Gattungsverwandten zehrt. Ach der Mörtel zu den Fürstenburgen ist mit Thränen und Blute angerührt, und wenig Glück gibt es auf Erden, dessen Grundsäule nicht fremdes Unglück ist. Und so will es die Weltordnung; ja das Universum könnte nicht ewig neues Leben erzeugen, wenn es nicht ewig Leben verschlänge"

Doch nicht nur bei einzelen Menschen, auch unter ganzen Völkern zeigt die Geschichte so trübe Lebensansichten verbreitet. Vergleiche das Wort der Thrakischen (oder Keltischen) Trauser: „alle Geborenen sind beklagenswerth, alle Verstorbenen glücklich" eine Meinung, die, wenn auch modificirt, durch die Christenwelt nach klingt und die in ihrem Grundwesen ganz verschieden ist von der verwandt lautenden vieler Hindus: „daß

tausendmal Mehr, wir sehen Wüthriche dem Einzelwesen unzählige Leben wünschen, um es unzählige Male die ersonnensten Martern des Todes fühlen zu lassen; und nur die Erinnerung an das Gehörte und Gelesene zerreißt uns Menschen das Herz und verbittert uns den Wunsch, selbst glücklich zu sein. Aber wir erheben uns über die furchtbaren Schranken und blicken weiter in der Geschichte; auf den von den Schreien des Schmerzes und der Wuth durchhallten, von dem Dampfe des Blutes verdüsterten Tag folgt die stille heilige Nacht; und wir sehen den ewigen Weltgeist fort lächeln und segnen aus seinen Sternen, wie vor Jahrtausenden, sehen darnach einen Tag voll neuen Lebens über der ausgeruhten Erde aufgehen.

Darum wollen wir bei unseren Wanderungen durch die Weltgeschichte ihren Wüsten und Trauerstätten keineswegs mit feige geschlossenen Augen vorbeigehn; sondern wir wollen sie vielmehr durchwandern und muthig immer weiter schreiten. So wird uns mitten unter Gräueln noch manche edle Gestalt erscheinen; sei es ein Held, der nur starb, nie aber unterlag, weil sein letzter Athemzug noch beharrlicher Kampf *) war; oder ein größerer, der beharrlich duldend über Millionen siegte, wie Christus; und weiterhin wird unsre Wanderung bald in ehrwürdige Eichenwälder voll heiliger Denkmale führen, bald in heitere Lusthaine, in denen das freundliche Leben und Lieben vergangener Zeit waltet, und wo uns die göttlichen Ge-

---

Sitzen besser ist, als Gehen, Liegen besser als Sitzen, Schlafen besser als Wachen, das Beste von Allem aber der Tod"

*) Damit meinen wir freilich nicht den Mörder im Großen, dessen Thaten, im kleineren Kreise und Maße verrucht erscheinend, durch Extension die Menge bestechen, die nicht mitfühlt, weil sie nicht mitduldet. Menschlich und zugleich männlich urtheilten die alten Inder (v. Bohlen aus Hitopadèsa) „daß jeder Krieg eine Pest des Landes sei, dennoch aber persönliche Tapferkeit den ersten Anspruch auf die Gnade der Himmlischen habe"

ſtalten und Klänge der Künſte und Wiſſenſchaften begrüßen.

Nur dürfen wir nicht erwarten, daß die Geſchichte uns über alle dahin gegangenen Augenblicke und Leben Rechenſchaft ablege. Nur in der Gegenwart hat jeder Augenblick und alles Einzele Geltung und Bedeutung; und es iſt nicht leicht ein Weſen, deſſen Freudenrufe und Todesklagen ganz ungehört verhallen. Aber im Rückblicke auf die Geſchichte finden wir nur rieſenhafte Maſſen. Jahre, ja Jahrhunderte, und wo die Geſchichte noch Sage iſt, gar Zeiten ohne Namen ziehen an uns vorüber, wie die Augenblicke der Gegenwart. Kein Glück, das lange vor uns im ſtillen Hauſe und im ſtillen Herzen lebte, nennt die Geſchichte; eben ſo ſind in ihrem Strome verweinte Monate und Jahre, ganze vernichtete, langſam geopferte Menſchenleben ſpurlos untergegangen. Wir hören nur den donnernden Sturz der Städte und der Reiche, und ein Knaul von tauſend Menſchenleben ſinkt wie ein Einzelleben in der Schlacht, die die Geſchichte auf einem halben Blatte ihres Buches erzählt. Freilich tönen dieſe furchtbaren Phänomene lauter hervor, als das mehr allmälige, leiſe und doch oft ſo großartige Aufblühen der Völker; darum aber ſollen wir uns durch jene gewaltigen und düſteren Töne nicht betäuben laſſen, ſondern empfänglich bleiben für die wolthätigen Klänge des Friedens, zugleich bedenkend, daß die zahlloſen Freuden des Stilllebens nur deßwegen von der Geſchichte verſchwiegen werden, weil ſie ſich von ſelbſt verſtehen und überall und immer waren, wie heute — allerdings auch jene geheimen Schmerzen.

Vor unſerem wirklichen Eintritte in die Geſchichte ſollen wir eine richtige Anſicht der ganzen Natur, der Welt im Allgemeinen, zu gewinnen und dadurch zum Begriffe des Individuums zu gelangen ſuchen. Wenn wir vorhin die Welt oder das allgemeine Leben mehr lyriſch

betrachteten, so sagen wir jetzt bestimmter: Die Welt ist in sich selbst bedingt und besteht durch von Ewigkeit her mit Nothwendigkeit wirkende Kräfte und nach eben so ewigen und unabänderlichen Gesetzen. Diese Kräfte mit ihren Gesetzen bilden den feststehenden Theil der Welt; wir trennen durch Abstraction von diesem real bestehenden Theile die Idee, die ihm zu Grunde liegt und nennen sie Gott = das Absolute, in sich selbst Bedingte, die Quintessenz und Seele der Welt. Die in der Zeit erzeugten Kinder der ewigen und festen Kräfte, die Individuen im weitesten Sinne, sind beschränkt *) und wechselnd mit ihrem Leben, Thun und Leiden; nicht fähig, aus dem Kreise jener Gesetze herauszutreten, aber innerhalb desselben sich mannigfach bewegend.

---

*) Dadurch löst sich auch die Frage über das Uebel in der Welt: Jedes Einzelwesen ist beschränkt und unvollkommen, also des Bösen fähig („Niemand ist gut als Gott allein")

Das All besteht aus Einzelwesen.

Folglich schließt es auch Uebel in sich, weil es so sein muß, wie es ist — nicht, um das Gute durch einen Gegensatz zu heben, nicht um die Herzen der Menschen zu bessern, was wol oft geschieht, während es sie aber auch oft verschlimmert. Der Weise sucht die Gaben der Natur, kämpft gegen ihre Uebel und weiß sie zu tragen. Diese Uebel und das Unglück überhaupt machen verschiedenartige Wirkungen auf den Menschen. Die Einen werden niedergedrückt und hoffnungslos, die Andern verzweifeln auf lustige Manier. Die Einen schaffen sich ein Phantom, das sie tröste; die Andern eines, um dagegen zu murren und zu knirrschen, einem Ariman. Die Einen werden apathisch und halten es für thöricht, gegen ein übermächtiges Schicksal zu kämpfen; die Andern werden durch den Choc des Unglücks gerade recht thatkräftig. Letzte sind die Tüchtigsten und Glücklichsten; und so werden sie sich selbst zu dem guten Principe, dessen Hülfe Andre von außen her erwarten; so wie Mancher der Vorgenannten sich selbst zum Ariman wird, weil die Caprice, einen Teufel zu glauben, und die Portion Teufel, die in ihm selbst steckt, sich gegen sein Glück verschworen haben.

Sobald wir aus dieſer Vorhalle in die Geſchichte eintreten, müſſen wir zuerſt den Schauplatz derſelben, die Erde, in ſeinen Schickſalen verfolgen; mit ihr alle die Geſchlechte, die ſie bewohnen, und die, welche ſie vor den jetzigen, auch vor dem Menſchen, bewohnten. Ueberall finden wir die Beſchaffenheit und folglich die Geſchichte *) der Weſen durch die der Erde an ſich, des telluriſchen Lebens, bedingt, von dem allgemeinſten Standpunkte herab bis auf alle die einzelen örtlichen und zeitlichen Einflüſſe, der Bodensbeſchaffenheit, des Klimas u. ſ. w. Wenn der Charakter der Urzeit durch alle Theile durch — in Steingebilden, Pflanzen, Thieren — ſich durch die Maſſe auszeichnet, ſo der der Folgezeit durch den Organismus. Als die ungeheueren Ichthyoſaurier noch in ihrem eben ſo formloſen Elemente vegetirten, nährte die Erde noch kein höheres Thierleben, viel weniger ein Menſchenleben. Jetzt dagegen — d. h. in dem Jahrtauſende langen Jetzte, ſeit die Menſchheit beſteht — iſt die Maſſe ſehr geſchwunden; aber die geiſtigen Kräfte walten reger in den feineren Organen. Dieſes geiſtigere Leben ſcheint uns noch mehr zuzunehmen auf Erden, als wirklich der Fall iſt, weil unſere Forſchung fortſchreitet. Mit Recht verbreiten wir dieſe auch auf die oft verkannte und gemißhandelte Thierwelt und erkennen empiriſch, was die Phantaſie der Vorzeit ahnte. Ihr ſtolzen Menſchen, die ihr den Thieren alle höheren Geiſteskräfte abſprecht: beobachtet ſie doch genauer, ob nicht abgeſehen von den zahlloſen Aeußerungen ſelbſtändiger intellectueller Thätigkeit ſich auch mannigfaltiges Gefühlsleben in ihnen offenbart; vor allem Mutterliebe, dann auch beſonders Dankbarkeit und

*) Cuvier und Ritter verdanken wir vorzüglich ſolche Grundlegung, Jenem die durch die Urgeſchichte, Dieſem die durch die Darſtellung der vorliegenden Beſchaffenheit der Erde und ihrer Theile. —

ſelbſt freiere Zuneigung. Ja, werdet ihr ſagen, das iſt Inſtinct, das iſt Trieb. Gut, nennt es ſo; aber dann müſſen wir auch dieſe genannten Gefühle, die ſelbſt in der roheſten Menſchennatur gegründet ſind, auch bei dem Menſchen ſo nennen. Es ſchadet nicht, denn der Begriff adelt das Wort. Trieb iſt Gefühl, Gefühl iſt Trieb *), und das Thier beſitzt es, wie der Menſch, nur in niederer Potenz.

Was war der Menſch ſelbſt, als er zuerſt auf der Erde erſchien? Wenn wir auch Barth's Wort: „Mit Inſtinct trat das Thier in die Welt und ward Menſch" nicht unterſchreiben wollen; ſo müſſen wir doch zugeben, daß er damals ſeinen alten Stammverwandten, den Thieren, weit näher ſtand, und daß er nur nach ſeinen Anlagen Menſch war, wenn wir nicht miracula majora annehmen wollen. Die Natur erſchuf ihm nur das Princip ſeiner Bildung an, nicht deren Reſultate, zu deren allmäliger Entwickelung, ja zu der der Anlagen ſelbſt, nicht bloß die Zeit an ſich, ſondern auch die parallele Fortbildung der ganzen Umgebung, namentlich des oben erwähnten Erdlebens, beitragen mußte.

Es iſt wol ſicher wahr, der Menſch lebte einſt ein volleres und ungetheilteres Leben; aber den rechten Werth des Lebensgenuſſes bringt doch erſt das Bewußtſein (nicht die Zergliederung). Die erſten Menſchen, in denen und für die noch alles ſpäter als zweigeſtaltig Erkannte Einheit war: Leben und Bewußtſein des Lebens, Subjectivität und Objectivität, Natur und Gott — ſie genoſſen doch mehr animaliſch. Mit Unrecht hat man die „Bildungsunfähigkeit" der übrigen Geſchöpfe zum Gegenbeweiſe gegen den früheren tieferen Stand des Menſchen gebrauchen

*) Ueberhaupt grenzen ja die Culminationspunkte des geiſtigen Lebens in Andacht und jeder Begeiſterung wiederum nahe an die Sinnlichkeit und werden durch ſie hervorgerufen.

gewollt. In der That gewinnen täglich vor unseren Augen die Thiere im menschlichen Umgange weit mehr Bildung, als ihre vernachlässigten Geschwister; noch Mehr würde der noch unerwiesene Satz bezeugen: daß die vollkommneren Thierracen aus roheren allmälig, unter klimatischen und anderen Einflüssen, erwuchsen *); so der anlagenreiche Haushund aus dem stummen oder nur roh heulenden wilden Hunde und dieser aus dem wolfähnlichen Jakale; das mit Unrecht als dumm verschriene Schaf aus dem wilden Argali und dgl. So finden wir auch Zurückartungen oder vielmehr Herabartungen zur Genüge in Einzelleben und Völkerleben unter den Menschen, wie unter den Thieren, z. B. unter den Hunden verschiedener Landstriche; unser phlegmatischer Deutscher Esel stammt vermuthlich von dem kraftvollen und muthigen Onager des Ostens und dgl. Mehr. An solcher Entartung ist entweder das Individuum Schuld, oder Verpflanzungen in fremdartiges Klima, Mangel an Pflege, Tyrannei und Mißhandlung.

Wie niedrig indessen die ersten Menschen standen, so standen doch schon ihre Anlagen höher, als die des Thieres und entwickelten sich schnell, weil Leib und Seele gesund war. Wie die Menschen entstanden, wie viel Zeit sie zu ihrer ersten Entwickelung gebrauchten, ist, wie Kosmogonie und alle Zeugung, ein immer unlösbares, aber immer anziehendes Räthsel. Genug, schon frühe erwachte in dem Wesen, das die Kuh Audhumbla aus dem Steine leckte, oder das aus der Erdscholle entstand, der Glanz

*) Daß die Uebergangsstufen Statt finden, zeigt die Wirklichkeit; aber wir müssen die Geschöpfe-Arten nicht als Kinder und Enkel der gebärenden Natur ansehn, sondern können sie alle als deren unmittelbare Kinder betrachten, also als ältere und jüngere Geschwister untereinander, nicht als Descendenten von einander. So beantwortet sich auch die unten auftretende Frage über die Abstammung des Menschengeschlechtes von Einem Adam oder Mehreren.

des Karfunkels, der in keinem andern Erdengeschöpfe leuchtet: der Sinn für das Schöne und das ewige Wahre. Orpheus sang, eh' die Geschichte begann, und die ersten Dichter waren die ersten Philosophen; die Dankbarkeit der Menschen stellte die Priester des Ewigen, die Mittler zwischen ihm und der Menschheit Ihm gleich und nannte sie Götter; oder wenn sie diesen auch den Menschennamen ließen, verehrten sie sie doch als die Herren ihres Geschlechtes. Unvergessen bleiben die Namen Zoroaster (Zaratustrò) Zamolxis (der Skythen, Lett. Ziamoluk's), Sokrates, Platon und der erhabene Dulder am Kreuze. Und eben dieses dankbar verehrende Andenken ist ein lautes Zeugniß, daß der Mensch gut erschaffen war, daß er wenigstens diesen Namen verdiente auf einer ersten Stufe über dem ursprünglichen halbthierischen Zustande. Durch alle Sagen der Völker zieht die Erinnerung an Ur-Reinheit, wie ein träumendes Heimweh, kräftiger sich in der Hoffnung eines Messias gestaltend und in der genannten Verehrung der erschienenen Messien. Auf jene Reinheit zurück deutet die Sage, daß selbst die bösen Dämonen gefallen sind und einst rein waren; oder es ist ein goldenes Zeitalter, wie bei den Römern und Griechen; ein Paradies, wie bei den Hebräern; oder ein stilles, schuldloses Leben geschlechtloser *) Wesen wie bei den Mongolen; auf das die sehnende Sage zurück weist. Verwandt, aber nicht ganz Eins, damit ist die Sage einer schon früh, vor späterer Verwilderung, gewonnenen Geistesbildung; die Hebräer z. B. nennen einen Melchisedek vor ihrer eigenen Geschichte. Aus demselben Elemente, aus dem die erste Bildung entsprang, entstand auch die erste Sünde und die

*) Das hier ausgedrückte Gefühl, daß der Gegensatz und der Trieb der Geschlechter zu einander in der Unvollkommenheit des Menschen an sich begründet ist, zeigt sich auch in den zahlreichen androgynen Göttern andrer Religionen.

Erbsünde, nämlich aus der Erkenntniß. Die erste Sünde, so wie das fortwährende niti in vetitum, ist ursprünglich nur Kraftäußerung; selbst manche Sprachen weisen darauf hin. Als der Mensch vom Baume der Erkenntniß gegessen hatte, fühlte er zugleich seine Freiheit und seine Fesseln. In der Fülle ursprünglicher Kraft und Lebenslust hielt er nun fest an der Freiheit und trat in Kampf gegen die Gottheit, ein ringender Prometheus; später begann er den Kampf gegen seine eigene Menschheit, um sich mit der Gottheit in Frieden zu halten oder zu stellen (so Asketen und Selbstopferer unter Buddhisten, Brahmanen, Christen) indem er die frühere Richtung seiner Kraft als Sünde erkannte *).

Wir gehen von dem Menschen an sich oder im Verhältnisse zu Gott und Natur zu dem Menschen unter Menschen über. Natur flocht zuerst Familienbande, und Patriarchen **) waren die ersten Despoten der Jäger und Nomaden; allmälig wurden die wachsenden Clane zu Staaten ohne contrat social, mit Gesetzen, die Anfangs die ächten Kinder der Nothwendigkeit waren; und die erste Willkühr war nur das Resultat besserer Erkenntniß des Nothwendigen durch den Einzelen. Gerne fügten sich die Menschen, denn ihre Natur trieb sie zum Streben nach Einheit; der Trieb, zur Sehnsucht erhöht, führte zum Gesetze ***). Eine früher von dem Verfasser niedergeschriebene Dichtung möge hier ihre Stelle finden:

---

*) S. o. S. 2. mit Note *).

**) Man ist in neuerer Zeit gewohnt, Namen von Menschen in der Sage als Namen von Völkerstämmen anzusehen. Aber woher erhielten sie diese?

***) Schön sagt W. v. Humboldt: „das Gesamtstreben der Menschheit bezweckt im letzten Resultate nichts Anderes, als Gesetzmäßigkeit forschend zu finden oder bestimmend zu begründen.

Der erste Monarch. Sage aus der Urzeit.

Die erste Aera des Menschengeschlechtes war vorüber. Der Mensch lag nicht mehr, ein unschuldiges Kind, sorglos genießend am Busen des Lebens; er hatte bereits erkannt, daß es auch verbotene Freuden gebe; und seinem natürlichen Kraftgefühle schien das Erlaubte, leicht zu Gewinnende nicht mehr des Genusses werth. Aber indem er neue Genüsse fand, verlor er das alte Glück. Doch unter dem gesunkenen Geschlechte wandelten noch einzele edlere Gestalten, Menschen, denen zum glücklich Sein Nichts fehlte als das Glück ihrer Brüder. Sie begegneten sich und erkannten sich mitten im bewegten Treiben der Menschen; aber vor der unheiligen Menge durften sie sich nur still grüßen und sich winken. Unter der heiligen Nacht traten sie näher zusammen, und ihr stiller Schmerz wurde erst laut und entflammte sich dann zur Thatkraft. Sie beschlossen im Bewußtseine ihrer Kraft, die Menschen zu beglücken, indem sie die ersten Gründer gesetzlicher Ordnung würden. Dem einstimmig als Würdigsten Erkannten legten sie die Gründung des Werkes in die Hand.

Aber der erste Staat hatte noch keine früher erblühte oder verwelkte zum Vorbilde oder zur Warnung, und Der ihn schaffen sollte, war auch nicht so weit in Philosophie und Finanzwissenschaft, um apriorisch zu construiren und Voranschläge für das Wol der Menschheit zu machen. Er suchte also ein Muster, nach dem er als Retter und Beglücker der Menschheit handeln könne.

Fromm und kühn erhob er den Blick in die Natur. Gott selbst wollte er zum Muster wählen; denn noch stand kein freundlicher Mittler in göttlicher Menschheit auf der Stufe zwischen den Menschen und Gotte. Er sah den Einen waltend über Myriaden seiner Geschöpfe stehen, sah ihn als Herrscher verehrt und den Opferrauch zahlloser Altäre zu ihm empor steigen. Das Looß des Herrschers schien

ihm das glücklichſte; und ſeine Bruſt ſchwoll von menſchlichem Verlangen, ein verehrter, beglückter Herrſcher zu ſein.

Aber als er den Blick auf die Erde näher herabſenkte, da ſuchte er in den Zügen der meiſten Opfernden vergeblich die dankende Liebe, die er ſelbſt empfand; die Furcht war es, die die Meiſten verehren und ihren ſpärlichen Gehorſam darbringen hieß.

Schon erſchien ihm das Looß des Alleinherrſchers nicht mehr ſo beneidenswerth, wie zuvor. Da führte ihn ein Engel in die ſtille Nacht hinaus und erſchloß ſeine feineren Sinne. Er vernahm die Stimmen Aller, die vor Qual nicht ruhen konnten. Sterbende klagten Gott an, daß er ſie unter tauſend Qualen losreiße von dem liebgewordenen Leben; Menſchen, deren Buſen durch das Gift zernichteter Hoffnungen ausgebrannt waren, ſo daß Nichts mehr darin blühen konnte, zürnten mit dem Schöpfer, daß er ſie und die Hoffnung geſchaffen habe; und die ſchwerſte Klage erhoben die Unglücklichſten, Die mit dem ewig nagenden Geier der Reue am Herzen: du gabſt uns die Luſt und den Tod darinn, du ſtatteteſt die Giftblumen mit dem verlockenden Schmelze aus!

Da ſchimmerte der Tag in Oſten; die bitteren Klagen ſchwiegen nicht, aber ſie verhallten in dem erwachenden Getöne des Lebens. Der Ewige hatte alle Klagen vernommen und jeden Fluch der Verkennung; aber er ſchlug mit unſterblicher Liebe das ſegnende Sonnenauge über die undankbare Erde auf und fuhr fort zu beleben, zu ſegnen, zu herrſchen, und ließ den Menſchen ihre Freiheit, damit ſie allmälig erwüchſen — wol wiſſend, daß ſie ſie noch lange mißbrauchen und ihre Schuld auf den Geber wälzen würden.

Der Engel führte den bewegten Menſchen zu ſeinen Genoſſen; er war entſchloſſen. Jene menſchliche Sehnſucht nach Herrſchergröße war verſchwunden; aber göttliche Gluth ſtählte ſeine Bruſt zur Nachahmung des erhabenſten

Vorbildes und ſeiner entſagenden Liebe; und er wurde der erſte Märtyrer der Menſchheit, indem er der erſte Monarch auf Erden wurde.

Dasſelbe Princip des Lebens und Auslebens, das in jedem Einzelweſen waltet, waltete auch in den Staaten; entweder verkümmerten und erloſchen ſie in ſich, oder zerfielen aus Ueberfülle der Maſſe und aus Mißbrauch des gewonnenen Lebensſaftes. Zwar ging in jedem Volke, wie in jedem Menſchen, ein Mikrokosmos unter; aber die Beſtandtheile ſeines Lebens verflüchtigten ſich nicht in leere Luft, wie Coſimo di Medici's Diamanten, ſondern wuchſen in neues Ganze über. Und ſo wird es immer fort gehen, vielleicht in immer größerem Maßſtabe, bis aller Einzel-Charakter in dem einen der Menſchheit verſchwindet, wie er ja auch urſprünglich aus einem ſich entfaltete.

Unendlich intereſſant iſt nun die Aufgabe, das urſprüngliche Entfalten der Menſchen in Raume und Zeit in die Urzeit zurück zu verfolgen und die Verwandtſchaft der Völker darauf zu gründen.

Die überall ähnliche Beſchaffenheit der Menſchen läßt der Annahme einer dynamiſchen Urverwandtſchaft Raum. Aus ähnlichen Factoren müſſen ähnliche Producte entſtehen; die verſchiedenzeitige Reife der einzelen Erdtheile ließ auch die Urmenſchen zu verſchiedenen Zeiten entſtehen. Gewiß löſt dieſer Satz den Gordiſchen Knoten leichter, als die mühvollen Hypotheſen von Einwanderungen über höchſt ungangbare Völkerbrücken, von einſtmaligem Verſinken einer Atlantis; und die großen phyſiſchen Verſchiedenheiten ſind nicht alle genügend aus klimatiſchen u. ſ. w. Einflüſſenzu erklären. Beſonders bei der Betrachtung America's kommt dieſe Frage vor. Selbſt die auch in America vorkommende Sage von einer großen Flut zeugt nicht entſcheidend für

frühere numerische und örtliche Einheit des Menschengeschlechtes, da vielmehr nach den Naturgesetzen anzunehmen ist, daß alle Erdtheile ähnlichen, wiewol nicht gleichzeitigen Katastrophen unterworfen waren. Freilich werden uns speciellere Uebereinstimmungen in Sagen, Gebräuchen und dgl. besonders zwischen America und dem alten Europa referirt, die nicht bloß aus dynamischer Verwandtschaft der Erdtheile und ihrer Bewohner zu erklären sind; gewöhnlich aber sind sie mit Vorurtheilen, nicht unbefangen, aufgefaßt, und bei genauer Beobachtung verliert das Halleluja in den Wäldern Americas seinen Nimbus.

Anders, als mit jenen allgemeinen Sagen, verhält es sich mit der auf einen Welttheil sich beziehenden fast historischen Nachricht einer großen Flut. Klaproth hat gezeigt, daß die Sage der Hebräer, Inder und Chinesen auf Einen Zeitpunkt hinweist (Durchschnittsjahr 3076 v. Chr.) von dem zugleich das erste Entstehen der Asiatischen Staaten ausgeht. Die allgemeine Verbreitung der Sage beweist das Eintreten einer Flut bei Menschen-Gedenken, also auch-Bestehen, besonders da sie auch immer das damalige Bestehen des Menschengeschlechtes erwähnt. Die bloßen Beobachtungen sinnigerer Menschen über die Reste der vor-menschlichen Erdrevolutionen hätten keine so allgemeine Geltung gewonnen; natürlich beziehen wir uns hier auch nicht auf diese letzteren, welche ihre Einwirkungen auf die ganze Erde erstreckten und unter deren Trümmern vielleicht keine Reste von Menschen sich befinden [1]). Die hier ge-

---

1) In unsrer unglaubigen Zeit wird dennoch mancher frühere Unglauben zurückgewiesen. Neueste Zeugnisse sprechen von Menschenresten aus urältester Zeit, ohne jene mannigfachen Mystificationen zu fürchten, die bekanntlich frühere Forscher Andern und sich selbst bereiteten. Ja die lebenden, leider aber sprachlosen Zeugen aus der Urwelt, die greisen Kröten, deren Dasein man bisher sogar nur für einen etymologischen Irrthum er-

meinten mehr partialen Fluten waren nicht so gewaltsam, daß der Schooß der Erde die Gebeine der umgekommenen Menschen bergend aufgenommen hätte.

Wir stellen die Annahme einer vor der speciellen Verwandtschaft der Völker hergehenden allgemeineren, antediluvianischen so: Die Hochebenen waren der zuerst bewohnbare Theil der Erde; von einer solchen (d. h. von einer in jedem Haupt-Erdtheile) herab geschah eine erste Auswanderung in die allmälig von dem Wasser befreiten Thäler und Ebenen. Aus den genannten halb-historischen, doch noch durch die Unreifheit des Erdkörpers bedingten großen Fluten retteten sich die Meisten auf die jeder Ebene zunächst liegenden Hochebenen; nach Entfernung der Flut begannen nun zweite Auswanderungen [1]) von den verschiedenen Mittelpunkten herab; und von dort her schreibt sich die Eintheilung der Menschen in Völkerfamilien, so wie alle Geschichte der Völker und Sprachen. Die Menschheit und ihr Correlat, die Sprache, mag vor dieser Flut auf einer allerdings niedrigen Stufe gestanden, vermuthlich auch noch nicht lange als solche bestanden haben; sonst würden die geretteten Stammältern der einzelen Familien mehrere und bestimmtere Mittheilungen antediluvianischer Geschichte gegeben haben. Zwar ist der Mangel der Geschichtsüberlieferung noch kein Beweis gegen dage-

---

klärte, entstehen heutzutage in wirklicher Persönlichkeit. Untersuchungen über die Qualität dieser neuesten Entdeckungen gehören nicht hierher; wir bemerken nur, daß ihre Quantität gering ist.

1) Davon scheinen sich sogar Reminiscenzen in den Sprachen erhalten zu haben z. B. in den Kelt. Wörtern bre, brô, brig u. s. w., verwandt mit Berg, welche zugleich Hügel und Land, namentlich Vaterland bedeuten. Dazu gehört auch Gal. bruach, Slav. breg = Ufer ursprünglich wol = Anhöhe, vergleiche Gr. ἄκρα. — Vielleicht auch collis (Litth. kalnas): colere = arare: Erde, colere als Bebauung mütterlichen Erd-

weſene Realität der Geſchichte; Joh. v. Müller's [1]) Aeußerung über die „wolverdiente Dunkelheit" früherer Völker und Perioden ſcheint aus der Unzufriedenheit des eifrigen Geſchichtsforſchers hervorgegangen, welchen die Führer in der terra incognita verließen, deren Daſein er wußte und die nun ſeinem ſtrebenden Geiſte verſchloſſen war. Wir müſſen vielmehr annehmen, daß — nach R. v. Lilienſtern [2]) — „die Erinnerung der einzelen Menſchen nicht eindringt in die bewußtloſe Periode der erſten Kinderjahre, und daß ſich eben ſo die früheſten Schickſale des menſchlichen Geſchlechtes in geſtaltloſer Dämmerung verlieren; daß das Nachdenken über ihre Vergangenheit, das Verlangen nach einer vollſtändigen und gewiſſenhaften Zuſammenſtellung der Begebenheiten bei den Völkern der Urzeit erſt dann erwacht, wann das Andenken an ſie vorlängſt verwiſcht iſt, und der Schmerz über die im Gedächtniſſe

---

bodens gemeint. Freilich liegt die Verwandtſchaft mit cellere, celsus logiſch näher. Ueber das hat Ritter die Idee des gemeinſamen Aſiatiſchen Hochlandes bei den Indern nachgewieſen; ſpecialere alte Sagen von der erſten Herabwanderung nach der Flut kommen an mehreren Orten vor, namentlich in Kasmir. An dieſe Erinnerung alter Flut knüpfen ſich auch Vorausſagungen einer ſolchen, durch welche wiederum die Erde umgeſtaltet werden ſoll, wie z. B. bei den Galen:

Seachet bliadna roimh'n bhaà
Thig muir thar Eirin re aon tra
Sthar Jle ghu irm ghlais
Ach Suamhaidh J Cólum clairich.

Sieben Jahre vor des jüngſten Tages Graus
Bricht über Erin eine Sündflut aus;
Die grüne Jsla wird zu Grunde gehn.
Die heilige J allein den Fluten wiederſtehn.
(Garnett Reiſe 1.)

1) Geſchichte d. Schweiz I. S. 7.
2) R. v. L. zur Geſchichte der Pelasger u. Etrusker S. 175.

der Altvordern lückenhaft aufbehaltene, im Munde des Volkes wunderlich schwankende und unwillkührlich verbildete Sage, erst die Sorgfalt für eine gewissenhaftere Beobachtung und Aufzeichnung erzeugt." Wir müssen zugleich diesen Schmerz als gerecht anerkennen, da die Schicksale der Kindheit einen unberechenbaren Einfluß auf das ganze spätere Leben üben — so wie bei Schillers Demetrius die Flammen, die nur noch in seinem träumenden Andenken an die Kindheit geblieben waren, endlich verzehrend in sein ganzes Leben hereinschlagen.

Nach allem Diesem indessen erscheint dann immer die unbekannte antediluvianische Geschichte als die der Kindheit, eines unvollkommneren Zustandes; und die oben erwähnte Erinnerung an partiale frühere höhere, später verlorene Cultur, die auch bei mehreren Völkern durch die Sprache bestätigt wird, kann sich nicht auf die Zeit vor der Flut beziehen; wir müßten denn annehmen, daß der plötzliche Eindruck des ungeheuren Ereignisses dieselbe Wirkung gemacht habe, welche oft, aber nur allmälig, durch tyrannische Unterdrückung der Volksthümlichkeit, Sprache und Religion entsteht: nämlich das Vergessen früheren höheren Zustandes und einer reichen Geschichte, gleich wie ein Mensch manchmal durch eine heftige Gemüthserschütterung das Andenken seiner Vergangenheit verliert.

Aber selbst wo ein in einen Erdwinkel verschlagener Volksstamm nur ein ödes, ärmliches Leben führte, bleibt uns die Verfolgung seiner Geschichte in die früheren Tage und der Andeutungen seines früheren Zustandes und Wohnortes in Sprache, physischer Beschaffenheit und Sitten wichtig für die Geschichte und Verwandtschaft der übrigen Völker, zu deren Kunde die seinige vielleicht die unentbehrlichen Mittelglieder liefert, was denn vor Allem für die Sprachen gilt. So vermittelt z. B. die Zend-Sprache die Sanskrita oder vielmehr die Japetische Muttersprache mit sämtlichen Medisch-Persischen; die Lettischen

Sprachen dieſelbe mit den Slaviſchen und ſelbſt mit den Germaniſchen und Griechiſch-Italiſchen u. ſ. w.

Eh' wir auf die Sprache, dieß Hauptkriterion der Völker-Abſtammung und -Verwandtſchaft übergehn, bleiben uns noch einige andere zu erwähnen. Zurückgehend durch das klar begrenzte Stadium der Geſchichte gelangen wir in die dämmernden Räume der Sage, der träumenden Erinnerungen an die Urzeit, wohin die Geſchichte nicht zurückreicht. Hier gilt es, aus den verſchwimmenden Umriſſen des Traumes die beſtimmten der alten Wirklichkeit herauszufinden, die ihm zu Grunde lag; und die Beimiſchung oder wenigſtens Färbung zu ſcheiden, welche ſpätere Entwickelung, Umgebungen, Ereigniſſe, individuale Dichtungen herbeiführten. Ob wir ſchon z. B. in der Sage vieler Europäiſchen Völker von Trojaniſchem Urſprunge Römiſche, Virgiliſche Färbung erkennen; ſo dürfen wir doch dieſer Sage zu Grunde eine noch ältere, auf Einwanderung von Aſien deutende, vermuthen, die im Gegenſatze zu der Aboriginats-Sage andrer Völker ſteht. — Demnächſt nennen wir die phyſiſche Beſchaffenheit, deren urſprüngliche Grundzüge immer dieſelben bleiben, oft ſogar die Sprache überleben, und durch die Beſchaffenheit des Wohnplatzes nur Modification, nicht völlige Aenderung, erleiden, es müßte denn wirkliche Miſchung mit fremdem Blute ſtatt finden*). Ob wir ſchon der Sprache unter den Verwandtſchaftszeugniſſen den Vorrang geben, können

---

*) Die durch Tſcherkeſſiſches, Griechiſches, Albaniſches Blut ſchön gewordenen Türken geben keinen Gegenbeweis; weniger klar iſt Körper- und Geiſtes-Beſchaffenheit der Magyaren im Verhältniſſe zu ihren Tſchudiſchen Stammverwandten. Doch iſt der weſentliche phyſiſche Unterſchied zwiſchen den Türken und den ihnen auch durch Sprache und Geſchichte verwandt erſcheinenden Tataren oder Turuken und ſo zwiſchen den Magyaren und Finnen ſo gering, daß ſie Cuvier alle zu den Kaukaſiern zählt.

wir doch nicht leugnen, daß z. B. bei vielen Indiſchen Völkerſchaften, namentlich den Zigeunern, ungeachtet der von der Sanskrita ſtammenden Sprache, das Zeugniß des Körperbaues, welcher oft *) Mongoliſch oder Neger-artig iſt, eher zu beachten iſt. Selbſt die Hautfarbe unterſcheidet die Urbewohner Indiens von den Hindus oder Brahmaniſchen Indiern; und ſo konnte auch bei den Incas und den Häuptlingen der Auſtralier gleiche Sonnenglut oder Seeluft den Unterſchied der Hautfarbe von der der Ureinwohner nicht ganz verwiſchen.

Mit mehr Vorſicht müſſen ſchon Religion, Rechte, Gewohnheiten, Sitten, Künſte als Gründe aufgeſtellt werden. Die Factoren waren mehr die allgemeine Geiſtesbeſchaffenheit und Anſchauungsart der Menſchen und die örtlichen Verhältniſſe. Unter heitrem Himmel entwickelte ſich Sabäismus und Verehrung der ſchönen Natur überhaupt, ſowie die klaren, freundlichen Verhältniſſe der Baukunſt bei den Griechen, nachdem ſich einmal der Geiſt nicht mehr an die ungeheuren Formen der Inder und Aegypter binden ließ; unter wolkenbedecktem Himmel erzeugt ſich die Ahnung und das Geheimnißvolle im Glauben und in den bildenden Künſten — wiewol ſich in den freieren geiſtigen Gebieten, wozu auch die Künſte trotz ihrer Verwandtſchaft mit der äußeren Natur gehören, keine allgemeinen Normen durchführen laſſen. In den älteſten Indiſchen Bauwerken finden wir Gothiſche Spitzbögen; Ritter findet in dem Hindu-Chineſiſchen Ornamentenſtyle die Elemente des Etruskiſchen, Rhätiſchen, Helvetiſchen, Keltiſchen, Skandinaviſchen und Mexicaniſchen, ohne daraus eine hiſtoriſche Folgerung zu ziehen. — Von Zeit zu Zeit traten Reformatoren auf, die beſonders durch die

*) Freilich oft auch Indiſch, wie denn überhaupt zu vermuthen ſteht, daß die Zigeuner eine colluvies gentium aus Indien ſind.

Religion den Sitten der getrennteſten Völker Eine Farbe gaben [1]), ſei es, daß ihre eignen, nun verbreiteten, Anſichten durch Umgebung und Zeitverhältniſſe bedingt waren; oder daß dieſe Anſichten über ſolche hemmende Schranken ſich ſchon urſprünglich erhoben und durch ihre innere Freiheit ſolche Verbindung gewannen. Wo das phyſiſche Geſetz der Schwere nicht oder minder bindet, geht das Fortſchreiten in der Zeit raſcher vor [2]). Je entfernter die Zeiträume, deſto ſpärlicher finden wir die Spuren früherer innerer Geſtaltung und Einrichtung des Volkslebens; allerdings aber reproducirt ſich das Frühere öfters aus begreiflichen Gründen. Während die Verwandtſchaft des Zendvolkes mit den Hindus unter Anderem durch die deutliche Caſteneintheilung [3]) bezeugt wird; würde uns Deutſchen unſer Caſtengeiſt eine ſolche Verwandtſchaft nicht bezeugen, wenn nicht andere Merkmale vorlägen.

Laſſen [4]) erwähnt die für urſprüngliche Homotopie — dort zunächſt der Japetiſchen Familie — wichtige Bemerkung, daß die Hausthiere meiſt bei den verſchiedenen Völkern gleiche Namen führen, folglich — worüber die Naturgeſchichte noch zu befragen iſt — an Einem Orte gezähmt wurden und nachher den Menſchen vor Augen blieben, da ſie ſie mitbrachten. Deutlicher aber zeugt für das Eine Vaterland die gebliebene Verwandtſchaft in den Namen wilder Thiere, die die Ausgewanderten in den neuen Wohnplätzen nicht mehr fanden, ſo ferne

1) Bekanntlich hat die Religion oft ſogar auf Zeiteintheilung und Zeitrechnung einen bedeutenden Einfluß ausgeübt.

2) Ueber die geiſtigen Epochen der Weltgeſchichte und den allgemeinen Gegenſatz zwiſchen antiker und moderner Welt ſ. Schmitth. Grdr. d. a. Geſch. §. 4 — 5 beſ. die unvergleichlich ſchöne Stelle S. 16. 4.

3) Mißlicher ſchon iſt es, aus Sprachgebräuchen und Wörtern allein auf frühere Caſteneintheilung zu ſchließen; wir werden anderes Ortes dieſen Fall bei dem Lettiſchen Stamme erwägen.

4) Beiträge zur Deutung der Eugub. Tafeln S. 4.

dieſe Namen nicht ſpäter aus der Ferne angenommen wurden. Der Deutſche lewo (Löwe) iſt vielleicht nicht von λέων und leo abgeleitet; und noch eigenthümlicher und doch zugleich verwandt ſteht mit beſonderem Suffixe der Litthauiſche lútas da (Vgl. u. A. auch Hebr. labi, Kopt. labòi), Letztere Sprache hat ſogar für die Palme den gewiß eingebornen und nicht übergenommenen Namen werbâ und für das Getraide den alten Indiſchen Gerſtennamen jawas, jawai; die Gothiſche Sprache brachte den Namen der Feige, smakka (Sl. szmokva), vermuthlich auch aus alter Heimath mit. Dagegen zeigen andere Namen von Producten der Natur und der Kunſt den Weg, den einſt Handel und Verkehr nahm.

Beſondere Sorgfalt und Vorſicht iſt auch bei den Schlüſſen aus Völkernamen anzuwenden. Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo die Namen Gothen, Skythen und Geten können ungeſtraft als einer betrachtet werden. Unter Anderem iſt hier zu bemerken, daß öfters auch eingedrungene Völkerſtämme die Namen der vertriebenen ſamt ihrem Lande uſurpirten, wie z. B. die dem Litthauiſchen Stamme angehörenden Guddai (auch für Polen gebraucht) dieſen Namen von den früher in dem von ihnen occupirten Lande wohnenden Gothen überkamen, weil der Name auf dem Landſtriche haftete. Auch ſind Sammelnamen von eigentlichen Völkernamen zu ſcheiden.

Ueberhaupt iſt es unrecht, alle jetzigen Völker und darum auch Sprachen als ſolche, in ihrer Individualität, im Alterthume ſuchen zu wollen, da wir vielmehr zurückgehend mehr Einheit finden müſſen; wiewol auch einzele Völker des Alterthums unter oder in größere jetzt noch fortlebende über gingen. Manche alte Völker verlieren ſich nur ſcheinbar, da nur ihr Name wechſelt, ohne daß wir alte und neue Benennung wechſelnd gebraucht finden — was übrigens immer ſonderbar iſt.

Wir kommen endlich auf die Sprache. Indem wir ihre Wichtigkeit für die Geſchichtsforſchung anerkennen, meinen wir nicht ſowol den Gebrauch derſelben als Mittels, in ſchriftliche Quellen unmittelbarer und tiefer einzudringen, ſondern das Studium derſelben als Zweckes. Und nicht bloß für den Geſchichtsforſcher, den Logiker und Anthropologen bietet ſich in dieſer erſt in neuerer Zeit gebührend gewürdigten Art von Sprachſtudium reiche Ausbeute dar; ſondern ſelbſt der die Sprache nur als Mittel betrachtende Philologe bedarf des andern Geſichtspunktes wenigſtens temporär, um ſeines Gegenſtandes Meiſter zu werden; und wir rufen ihm mit Bopp*) Göthes Worte zu: „Was nützt, iſt nur ein Theil des Bedeutenden. Um einen Gegenſtand ganz zu beſitzen, zu beherrſchen, muß man ihn um ſein ſelbſt willen ſtudiren.“ Die beiden Arten von Sprachſtudium verlieren durch die Auswüchſe und Extreme der Behandlung ihren Werth nicht; beide waren und ſind Krankheiten unterworfen. Während wir dem Einen den gerecht parodirenden Vers zurufen

O Gott, wie mag das Glück erfreun,
Der Retter eines Verſes ſein!

verdienen die Andern oft einen gleichen Tadel in ihren logiſchen, etymologiſchen und hiſtoriſchen Verirrungen um ſo mehr, wenn noch heute Philologen den babyloniſchen Thurm veneriren, oder die Deutſche Sprache von der Hebräiſchen ableiten wollen**), oder die Lateiniſche von der Deutſchen***) obwol in ſolchen Schriften oft nicht unwichtige Materialien geſammelt ſind, wenn nicht eine Verfälſchung ſelbſt dieſer, wie z. B. durch Parrot, oder eine

*) Rec. über Grimm in Berl. Jahrbb. 1827.
**) Etymologien, von einem Schulmanne. Altona.
***) Vor Alters Praſche de origine Germanica linguae Latinae, neuerdings Jäckel.

unverzeihliche falsche Auffassung, wie z. B. bei den von dem doch gelehrten Klaproth in der Asia polyglotta gegebenen Sanskritwörtern, statt finden. Oft wird auch selbst von kritischen Forschern durch das Princip, Alles erklären zu wollen, gefehlt, die lächerlichsten Trivialitäten bei Alten und Neuen ungerechnet. Auch wollen wir in dem ja bei allem wissenschaftlichen Streben nöthigen Aufwande von Kraft und unwiederbringlichem Leben keine Sünde finden. „Des Lebens goldner Baum" erwächst ja nicht bloß auf praktisch irdischem Boden, und besonders die Erforschung der Sprachen als Zweckes ist mit dem mannigfaltigsten Leben verknüpft und davon durchwachsen.

Sehr ehrenwerthe Philosophen fehlen darinn, daß sie die Sprache gleichsam aprioriſch begründen wollen. Historische Sprachkunde — die nämlich die ganzen Sprachen, wie deren einzelne Theile nach ihrer Entwickelung in der Zeit betrachtet und von der die vergleichende nur ein integrirender Theil ist — muß, wie schon der Name zeigt, empiriſch begründet werden. Allerdings sind die Gesetze der Sprache aus Naturnothwendigkeit erwachsen; aber vorher könnte sie nur Der construiren, der die Natur ihres Terrains, d. h. der Menschheit, so wie alle die Umstände, welche auf ihre Entwickelung wirken mußten im Gange der Zeit, mit Allwissenheit durchdränge — derselbe Fall wie bei der Geschichte.

Indessen ist es unmöglich, jenes Gesetz des empiriſchen Verfahrens in aller Schärfe durchzuführen. Das Gegebene, aus dem wir schließen sollten, mußte erst voraus zusammengestellt, dabei auf mathematische Gewißheit verzichtet und, bei der ersten Zusammenstellung wenigstens, nur dem Sprachgefühle gefolgt werden. Ahnung legte den Grund zur künftigen Abstraction der Lautverschiebungsgesetze und anderer — es ist der natürliche Gang der geistigen Thätigkeiten; der Mensch, Kind wie Greis, faßt das Angeschaute erst im Gefühle, dann mit der Erkenntniß auf.

Vieles auf ſolchem Wege Gewonnene ſteht vor der ſpäter entwickelten Kritik feſt, Manches ward verworfen, nicht alles richtig Verworfene richtig erſetzt; während pisr, pater etc. richtig zuſammengeſtellt waren, ſchied die Kritik den Perſiſchen khodà und den Deutſchen Gott.

Die Quantität der Daten gilt in dieſer Wiſſenſchaft, wie in jeder empiriſchen, Viel; auffallende logiſche Erſcheinungen in der Wörterverwandtſchaft müſſen durch ſie beſtätigt werden; und dieſe ſind zahlreich. Wir können eigentlich nicht ſagen, daß die Sprache ihre eigene Logik habe; aber die Ideenaſſociation war bei dem Sprache-ſchaffenden (oder findenden) Menſchen im Naturzuſtande und iſt noch bei dem Volke oft eine andre, als bei dem durch Abstraction gebildeten Menſchen *).

Wir nannten vorhin die vergleichende Sprachforſchung einen Theil der hiſtoriſchen; wir könnten ſie deren zweiten Theil nennen. Hiſtoriſch eindringend in eine einzele Sprache, zunächſt die Mutterſprache, fanden die erſten Forſcher das organiſche Leben der Formen und Wörter zum großen Theile aus dem lebendigen Stamme dieſer Sprache entſproſſen; bald aber auch iſolirte Sprößlinge in Menge, deren Saft aus unbekannten, im Boden verborgenen Wurzeln kommen mußte **). Sie gingen weiter an Orte, wo

*) Vgl. Schmitthenner Deutſche Etymologie 12. Kapitel. — Ueber die verſchiedene Auffaſſung der einzelen Völker und Sprachen ſ. Pott etym. Forſchungen S. 149 ff.

**) So führt z. B. v. Bohlen das Lätt. pa-duſsse = Buſen, Achſelhöhle (=unter den Armen) als vereinzelten Locativ (cf. Sſs. dôs — Pſ. dûsh = humerus, was ſogar an L at. dorsum erinnert, welches Schwenk aus devorsum erklärt — und die Locativendung su, ſo wie den noch im Litthauiſchen lebenden Locativ) an. Vgl. ubi, ibi und die zahlloſen Reſte alter Bildung und Flexion in den meiſten Partikeln der Sprachen. Beſonders auch die alte Comparation in iterum u. ſ. w. So nach Bopp Ahd. widar von (Sſs) vi, nidar von ni, Superl. nidana = unten, nieden; Goth. aftana = hinten cf. Ahd. Comp. aftar =

die Zeit noch nicht so viele Erde oder Lava aufgeschichtet hatte, zu Stämmen, die noch tiefer hinunter sichtbar waren, fanden an diesen ähnliche Sprößlinge, deren Zusammenhang mit dem Stamme noch zu erkennen war; daraus schlossen sie auf gleiches Leben in dem von der Erde verborgenen Theile ihres heimathlichen Stammes; und so wurde die Unentbehrlichkeit der vergleichenden Sprachkunde erkannt*). Von der ähnlichen Bildung vieler, oft zerstreut stehender, Stämme schlossen sie weiter auf einen gemeinschaftlichen Ursprung ihres Triebes, auf eine tief unten in der Nacht der Zeiten vergrabene, weit verbreitete, gemeinschaftliche Wurzel — die untergegangene Mutter der einzelen großen Sprachstämme.

---

nach; ebenso Ahd. hindar, hindana. So auch in gradatim, intimus u. s. w. (Zur German. Verwandlung des Suffixes m in n vgl. das Accusativsuffix und A.) Sogar nach Steifwerdung des einen Suffixes schloß sich das andre noch an z. B. Goth. hindum-ists = hinterster, aftuma, aftumists = letzter. Hierhin ist ohne Zweifel auch auh-m-ists zu rechnen, da der Stamm auh-Ltth. auk ist. Die Comparation (mitunter auch die ähnliche Bildung der Ordinal-Zahlen) zeigt in den meisten Japetischen Sprachen pleonastische Suffixion, sogar geminirte (vgl. Grimm Gr. III S. 620 ff. Vielleicht auch .. ταϱο ist ursprünglich als ta+ta zu nehmen, nicht als tam+ta bei Grimm a. a. O. S. 650, b). Das Suff. tara dagegen scheint verbalen Ursprunges); nicht überall aber mag dieß durch Abſterben des einen Theiles entstanden sein, sondern öfters organisch. Dieselben Erscheinungen zeigt in starkem Maße die Diminution, auch die Flexion u. s. w. Mehr unten. Noch führen wir hier an das Goth. bêrusjôs-Aeltern, nach Bopps Nachweisung eine Participialtrümmer; Goth. munths = Mund cf. Zd. manthra = Rede (mit abgekürztem Suffixe cf. Hind. cand = Sſs. candra = Mond) aon Wz. man in der Bedeutung sprechen, worinn sie sonst im Germanischen nicht erscheint. — Und so Unzähliges mehr.

*) Schon Wakius sagt in alter derber Sprache: Ob Achsel, axilla und μασχάλη an einem Stock gewachsen, kann Der berichten, der sie mit einander stehen sehen.

Nun, da wir wissen, welche unter den verwandten Sprachen noch am Weitesten nach der Wurzel hin in jugendlicher Fülle erkennbar sind, würden wir parteiisch handeln, wenn wir unsre jemaligen Muttersprachen in der Forschung obenan stellen wollten; besser, wir beugen den dann bald zu erwartenden Zuständen des Zweifels und der völligen Rathlosigkeit vor, indem wir uns zuerst mit dem deutlichen Leben der vollkommensten Sprachen bekannt machen, worauf die nachfolgenden Räthsel in den verwandten lösbar werden. Mit Recht wird darum bei uns Japetiden die Kunde der Sanskrita aller einheimischen Sprachforschung zu Grunde gelegt. Billig brauchen wir den Namen einheimisch; die ganze Sprachfamilie liegt dann als eine Sprache vor uns und jener ängstliche Zweifel des Patriotismus verschwindet.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß einzele Zweige selbst an mehr verkümmerten und verdeckten Stämmen *) bisweilen noch in vollkommenerer Gestalt zu finden sind, als an jenen mächtigeren; daß daher möglichste Vollständigkeit der Mittelglieder nur durch allseitige Sprachkunde gewonnen wird, weßwegen der Forscher in der einzelen Sprache sich unendliches Verdienst erwerben kann; um so mehr, da in dem kurzen Menschenleben das tüchtige Verständniß des sichtbaren Organismus in einer Sprache schon Raumes Genug bedarf; auch da bei aller Verwandtschaft der Stämme doch jeder seine besondere Art und Natur besitzt und die Gestalt seiner Sprößlinge zunächst aus dem einheimischen Bildungstriebe erklärt werden muß, wenn nicht durch unnöthig oder übereilt von anderen Stämmen ein-

*) Zu diesen rechnen wir auch die Volksmundarten gebildeter Sprachen, mit ihrer „treuverworrenen Ueberlieferung," wie Grimm sich ausdrückt. Ein noch ziemlich unbearbeiteter, würdiger und reicher Stoff wäre für den Forscher das Wesen der Volksmundarten, die Ursachen ihrer Divergenz von der Schriftsprache u. dgl.

geholten Rath, durch falsche Schätzung zufälliger, äußerlicher Aehnlichkeit einzeler Theile (so z. B. — s. o. — Gott: khodà und dgl.) Irrthum entstehen soll. Der Verfasser leugnet nicht nur nicht die Möglichkeit, Gründe für die Priorität der Muttersprache im historischen Sprachstudium geltend zu machen*), sondern er hat Dieß selbst in einem bereits in der allgemeinen Schulzeitung 1833 erschienenen Aufsatze versucht, der nochmals hier keine unpassende Stelle finden mag. Die beiden Gesichtspunkte vereinigen sich ungefähr in folgender Mitte: der erste Eintritt in dieß Studium geschehe durch die Muttersprache, damit der Lernende zuerst in sich das Bedürfniß weiteren Umblickes fühle; eifriger wird er dann ein neues Leben in seiner Wissenschaft d. h. einen neuen Cursus beginnen, der von der vollständigsten Sprache ausgeht und ihn seiner Zeit wieder zu der Muttersprache führt, die er nun mit klareren, geübteren Augen anblickt und durchforscht. — Der genannte Aufsatz folge hier:

Einige Worte über Sprachstudien besonders auf höheren Unterrichtsanstalten.

Bekanntlich hat das Sprachstudium mancherlei verschiedenartige Zwecke, durch die denn auch das ganze Wesen dieses Studiums auf mehrfache Weise modificirt wird. Doch erscheint diese Mannigfaltigkeit geringer, wenn wir eine Anzahl von Sprachen Treibenden nicht zu den Sprachen Erforschenden und Studirenden rechnen z. B. Den, welcher Neugriechisch oder Italienisch lernt, weil der liebliche Klang seinen Schönheitssinn lebendig anspricht — oder Den, dessen hungriger Magen durch die Umstände

*) cf. Schmitth. Deutsche Etymologie S. 7 — 8

gerade auf Sprachen-Erlernen und -Lehren verwiesen wird, weil ihm kein andrer Erwerbszweig nahe liegt.

Die erste Triebfeder zum Studium der Sprachwissenschaft, wie zu allem Wahren und Schönen, muß freie Liebe sein, also Mehr als oberflächliches Wolgefallen. Und wenn auch der von der Natur zum Sprachforscher Bestimmte vielleicht zuerst in der Sprache oder eher in einer einzelen Sprache ein Liebchen sah, dessen reizendes Aeußere ihn anzog, so muß allmälig der tiefe Sinn der Gottgezeugten — denn das ist die Sprache — ihm tiefe Liebe und den Wunsch geben, den verborgenen Werth der Geliebten zu erforschen und zu genießen.

Freilich wird sie dann oft bei tieferem Beschauen einen bedeutenden Theil ihres Reizes verlieren, und Dieß ist bei den meisten jetzt lebenden Sprachen der Fall; aber wir fragen sie dann nach ihrer Vergangenheit und Tugend, und dort öffnet sich dem heilig und beharrlich Schauenden eine Welt von Schönheit, und das anerschaffene Gottesbild der Menschheit erglänzt in ihrem Correlate, der Sprache.

Dieses Sprachstudiums Zweck ist die Sprache an sich; und würdig steht es jenem verschwisterten Studium zur Seite, das die Sprache als Mittel erforscht, oder geht vielmehr vor ihm her. Letzteres will durch die Sprache die Resultate ausgebildeter Geister in ihrer ursprünglichen Form auffassen, weil Schriftsteller und Völker aus ihrer Sprache heraustretend nicht mehr ganz sie selbst sein können. Jenes aber sucht die Quelle, aus der nicht bloß die Form entstand, in welche höhere Menschen ihre Gedanken und Gefühle kleideten, sondern ohne die sie nicht so hätten walten gekönnt. Während das andere sich an den Forschungen und Schöpfungen erhabener Menschen erfreut, dringt das ebengenannte selbstforschend in die Werkstätte der allwaltenden Natur.

Und Wer nun eingedrungen ist, der redet selbst seine Muttersprache anders und hört sie anders; was vorher todtes, willkührliches Zeichen des lebendigen Begriffes war, das ist nun selbst lebendig geworden und zeigt die Entstehung und allmälige Entwickelung des einzelen Begriffes, wie die ganze Sprache das Erwachsen, oft indessen auch das Verwachsen, des Menschengeistes. Freilich ist hier größte Nüchternheit und Halten an das Gegebene zu empfehlen und manchem Sprachphilosophen zuzurufen: Paule du rasest!

Vor allen ist die Muttersprache zu ergründen. An der Hand der Sprache, die uns zuerst erziehend in das Reich der Geister einführte, deren Wesen mit unserem innersten Wesen verwachsen ist, wie es nie eine andre Sprache wird, dringen wir leichter in die Tiefen der ursprünglichen, unverschliffenen, jugendherrlichen Stammsprache, aus der die unsre neben zahlreichen Schwestern in eigenthümlicher neidloser Schönheit erwuchs.

Aber die gemeinsame Mutter ist längst gestorben und versunken, und wir ahnen nur die heilige Stätte, wo die Bergluft Irans über ihr Grab hinweht. Die Töchter theilten sich in ihr Erbe; und obgleich Vieles zum gemeinsamen Besitzthume wurde, so wurde doch auch Manches in dem reichen Erbtheile zerstückelt und zertheilt, weil jede Schwester gern ein ausschließliches Andenken an die Mutter mit auf die Wanderung nehmen wollte.

Um deßwegen dieß ursprüngliche Besitzthum der Mutter wieder überblicken zu können, um zu den vereinzelten, mystisch gewordenen Kettenringen der Muttersprache die ursprünglich damit verbundenen zu finden: lädt der Forscher die zerstreuten Kinder zum freundlichen Verkehre, und jedes freut sich darüber,

„reich alleine,
reicher im Vereine.“

Viele verſtehen und erkennen ſich ſchnell wieder als Schweſtern, und legen die durch Welttheile und Jahrtauſende getrennt geweſenen Hände in einander; andere ſtehen fremder an den Grenzen des Vereins, und rufen nur noch in einzelen Tönen den uralten Gruß.

Mit anderen Worten: So wenig, wie der Patriote, der nicht Kosmopolite iſt, die Höhe der Menſchheit erſtiegen hat; ſo wenig darf der Sprachforſcher ſich auf ſeine Mutterſprache beſchränken; und das vergleichende Studium der Sprachen in ihrer ſo weit als möglich zu verfolgenden hiſtoriſchen Entwickelung eröffnet nicht bloß die Tiefen aller einzelen Sprachen, ſondern auch die längſt verſchütteten Schachte der Geſchichte, doch wiederum nur bei vorſichtiger, durch feſte Geſetze geregelter Handhabung. So lobenswerth auch die Schritte Deutſcher Vielſeitigkeit in den fremdeſten Gebieten der Sprache und Geſchichte ſind; ſo bleibt doch nächſte Aufgabe des Deutſchen Sprachforſchers die Kunde der Japetiſchen (Indiſchen, Indo-Germaniſchen ꝛc.) Familie, ſobald er über den Kreis der eigenen Sprache hinaus geht. Vergleichung der Sanskrita reicht nicht hin. Denn ob ſie gleich von den meiſten Seiten als die alterthümlichſte, in Wörtern, und beſonders in Formen reichſte Schweſter-Sprache erſcheint; ſo hat ſie doch nach der Trennung von den übrigen ſich ſo ſelbſtändig ausgebildet, hat gerade die ſtärker in ihr wuchernde Lebenskraft ſie ſo viel weiter von der urſprünglichen, reineren Geſtalt entfernt, als manche der ſonſt entarteteren Schweſtern: daß die meiſten der letzteren, wo nicht alle, zur Vergleichung zugezogen werden müſſen. Oft iſt es auch die reinere Alterthümlichkeit der Sanskrita ſelbſt, von der die entarteteren Wörter und Formen der einzelen Sprachen zu weit entfernt ſind, um den Zuſammenhang ohne Zuziehung der Mittelglieder in den verwandten Sprachen zu zeigen.

So können zum Beispiel viele Erscheinungen in den Medisch-Persischen, Keltischen, Lettisch-Slavischen, und selbst Lateinisch-Griechischen (Pelasgischen, Italisch-Griechischen) Sprachen nicht ohne Vermittelung der durch Bopps und Anderer verdienstvolle Bemühungen seit Kurzem erst gewürdigten Zend-Sprache erklärt werden; wiewol auch oft einzele Sprachen über die Mittelglieder hinaus mit der Sanskrita in ihrem reineren Bestande correspondiren. Unter den vorgenannten gilt dieß besonders von der Lateinischen und in höchstem Grade von der Litthauischen Sprache, durch von Bohlen mit Recht „nordische Sanskrita" genannt.

Wie weit ist nun vergleichender Sprachunterricht auf höheren Bildungsanstalten zulässig oder vielmehr nöthig, da Adiaphora in der Erziehung so wenig, als in allen wichtigeren Angelegenheiten der Menschheit zuzugeben sind? — Für den Philologen vom Fache, und wenn er auch nur in Einer Sprache künftig zu arbeiten und zu lehren denkt, ohne Zweifel nach dem Vorgesagten. Wird Sprachstudium als allgemeines Bildungsmittel betrachtet, so liegt freilich uns Abendländern Sprache und Culturgeschichte der Römer und am Meisten der Griechen als Vaterland unserer wissenschaftlichen Bildung am Nächsten, soweit wir zumal das Wort jener ehrwürdigen Bildner, die nicht bloß auf das Abendland nachwirkten, durch ihre Sprachen und in denselben vernehmen wollen. Weil aber Sprache und Bildung in steter Wechselwirkung stehn; so fordert schon dieser allgemeine Standpunkt des Sprachstudiums mindestens einen Blick über die Gränzen der genannten Sprachen und Völker hinaus nach deren Quelle und Verwandten.

Der neue Zeitaufwand, der dadurch entsteht ist theils nur scheinbar, weil dadurch der Blick des Lernenden klarer und fähig wird *), schneller in den Gebieten auch je-

*) Nicht bloß in streng reflectirender, intellectual bewußter Weise,

ner einzelen nun immer mehr vor ihm belebten Sprachen vorzudringen. Dann mag auch ein Theil der bisher für die Griechiſchen und Römiſchen Claſſiker gebrauchten Zeit dazu verwandt und der dort quantitativ entſtandene Mangel auf qualitativem Wege wieder aufgewogen werden. Oder noch beſſer, mag eine neu zu bildende Methode des geſammten Sprachunterrichtes Thätigkeit und Zeit für Sprachſtudien in die rechten Theile ſcheiden.

Dieſe beſſere Methode möge dann auch ihren Einfluß auf den Unterricht in lebenden Sprachen ausüben, welcher — auf den höheren Bildungsanſtalten wenigſtens — Männern zu übergeben iſt, die nicht bloß, wie bis jetzt oft der Fall iſt, die Sprachen nur in ihrem heutigen Beſtande, ſondern auch hiſtoriſch durch die räumlichen und zeitlichen Mittelglieder durch bis zur Quelle kennen, zugleich aber das Leben und Treiben der Gegenwart nicht bloß durch die Gothiſchen Fenſter ihrer Bibliothek beſchaut haben; damit ſie die erſten Principien des Quellenſprachen-Studiums zwar ernſt, aber mit lebendiger Modification auf die Lehre der neueren Sprachen anwenden.

Gewiß verdient der Unterricht in lebenden Sprachen vorzüglich auf Gymnaſien eine weitere Ausdehnung und ernſtere Beachtung, als bisher. Um ganz kurz einige Gründe anzudeuten: das immer allgemeiner werdende Verſtändniß der Völker heutiger Zeit in Cultur und Geiſtesleben — die in den alten Sprachen nicht gegebene Correſpondenz mit dieſem heutigen Culturſtande — die auch bei jenen nicht anzuwendende viva vox des Sprechens mit ihrer Luſt und ihrem mehrſeitigen Werthe — und endlich,

---

ſondern ſchon durch das geübte Gefühl — wie ja überhaupt die Sprache nicht durch einen contrat social, auch nicht durch apriorische Philoſopheme entſtand; ſondern mit Nothwendigkeit aus der Natur, dem Gefühle, dem Allerheiligſten des Menſchengeſchlechtes hervorging.

ſind ein Shakſpeare, ein Dante u. A. doch wol würdiger Zweck, wenn wir durch ihre Sprachen in ihr Inneres dringen wollen — und ſo Mehr.

Auf welcher Stufe der Zeit ſoll dieſer Unterricht beginnen? Nach dem in den alten Sprachen, würde zu lange währen. Vor ihm iſt beſonders für den künftigen Forſcher nicht rathſam, ob Dieß ſchon mit dem Leichteren angefangen ſchiene; das wirklich Leichtere iſt für den geſunden Geiſt bei geſunder Methode die naturgemäßere, unzerriſſenere Structur der alten Sprachen. Und würde der Geiſt auf dem, höherer Unterrichtsanſtalten unwürdigen, Wege der bloßen leichten Gewöhnung zuerſt mit den neueren Sprachen bekannt, ſo dürfte er leicht für künftiges Forſchen verweichlicht werden. Alſo beginne der Unterricht in neueren Sprachen faſt gleichzeitig mit dem in älteren nach jener gediegeneren, auf tieferem Sprachſtudium gegründeten Methode, die künftiger Forſchung keinen Abbruch thäte.

Zunächſt intereſſirt uns in dieſen Blättern das Verhältniß der Sprache zur Geſchichte. Sprache überhaupt iſt das geiſtige Abbild der Menſchheit; jede einzele des einzelen Volkes *). Zugleich erhalten ſich in der Sprache manche Documente der Vergangenheit, wo alle übrige nicht zureichen oder ganz verloren ſind; z. B. Wörter ruhmlos beſiegter Völker gehen in pejorativer Bedeutung in die Sprachen der Sieger über; ähnliches Schickſal erfahren im Laufe der Zeit auch einheimiſche Wörter. Einheimiſche oder fremde Namen der Künſte zeigen die Einflüſſe frem-

*) Eine bedeutende Modification dieſer Wahrheit durch das Vorſchreiten des Geiſtes vor der Form wird unten vorkommen.

der Bildung oder den einheimiſchen Urſprung und Wachsthum, auch wo die ſonſtigen Verhältniſſe der Gegenwart das Gegentheil vermuthen laſſen, wie z. B. bei allen Keltiſchen Völkerſchaften Künſte und Wiſſenſchaften eingeborene Namen führen, während die blühendſten und gebildetſten Völker dieſe von den Griechen entlehnten. Je reiner und alterthümlicher ſich die Sprache erhält, deſto feſter auch alle Volksthümlichkeit; das wußten die Römer und Napoleon gar gut, indem ſie durch die Sprache die Individualität der überwundenen Völker umzugeſtalten ſuchten; bei den Preußen ging mit der Sprache die Erinnerung an alte Geſchichte verloren, und wenn die jetzigen Einrichtungen fortbeſtehen, ſo wird bald die antikſte Sprache Europas, die Litthauiſche, ſamt der kräftigen Individualität des Volkes untergehen. Wir führen nach von Bohlen Donaleitis rührende Klage an:

»Ak! kur dingot' jûs Lietuwiskos gadinelés
Kaip dar Prusai Wokiszkay kalbét' ne mokéjo;
Taip Lietuwninkai sawo Wiez'libumma praz'aidé.«

„Ach wo bliebt ihr Litthauiſchen lieben Zeiten (Zeitlein)
wo noch die Preußen Deutſch zu reden nicht wußten!
So verloren die Litthauer ihre Tugend"

Aehnliche Klänge tönen in des edeln Cymren-Barden Teleſſin Prophezeiung:

»Eu Ner a Folant,
Eu hiaith a gadwant,
Eu tir a gollant
Ond gwyllt Wallia.«

»Usque laudabunt Dominum creantem,
Usque servabunt idioma linguae,
Arvaque amittent sua cuncta, praeter
Wallica rura.«

Wie ſehr die noch ihrer Vorzeit näher ſtehenden Völker an ihren Sprachen halten, zeigt der Eifer der Hoch-

ſchottiſchen Galen, wo arme Dörfer zuſammenlegten, um ein gemeinſchaftliches Exemplar von Macdonalds Gedichten anſchaffen zu können. In der ödeſten Fremde klingen ja auch für den einzelen Menſchen in den plötzlich vernommenen, lange entbehrten Tönen der Mutterſprache alle Freuden aus Kindheit und Jugend wieder herein, und ſo lauten bei vielen Völkern nach Schmitthenner die Namen der Heimath und des Glückes verwandt; bekannt iſt auch der Grundſinn des Wortes Elend, alilenti (elilendi). In neueſter Zeit hat aus ſehr ſchönen und liberalen Gründen Wienbarg Tentate gegen die Platt-Deutſche Sprache gemacht; gerade aber durch ſeine Argumentation um ſo klarer gezeigt, wie innig die Mutterſprache mit dem Leben der Menſchen und Völker gewachſen iſt; der Gott darf ſelbſt die Bajadere — und das iſt jene ſchöne Sprache und die mit ihr verwebte Volksthümlichkeit nicht — nicht mit ſich aufwärts zwingen wollen. Jede ſterbende Sprache, auch wo das Volk überlebt, gibt den traurigen Eindruck einer untergehenden Individualität; eine noch tiefer tragiſche Geſtalt aber iſt der Greis in Amerikas Urwalde, der, der Letzte ſeines Stammes und ſeiner Sprache, keinem menſchlichen Weſen mehr ſein Leid ausſprechen kann und der mit dem Gedanken hinwelkt, daß die Todtenklage, die einſt Jedem ſeines Stammes nachklang, über ſeinem verlaſſenen Grabe nicht ertönen wird und nicht kann, weil mit ihm auch der letzte Laut ſeiner Sprache begraben wird.

Wir gehen an der Hand der Sprache weiter. Nicht bloß das Andenken des Erbtheiles, die abgeſonderte Volksthümlichkeit, erhält ſie: ſondern auch das ältere Andenken des Vaterhauſes und der gemeinſchaftlichen Abſtammung,

der Urverwandtschaft des Volkes mit andern *). Oder wo die frühere Nationalität in eine andre überging, beginnt mit der neu angenommenen Sprache eine neue Urzeit — wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen — zu der sich die angenommene Sprache verhält wie die frühere zu dem wirklichen Ursprunge des Volkes. Solche völlige Umtauschungen der Sprache sind häufig in der Geschichte und von der Mischung der Sprachen zu scheiden, welche auf mancherlei Weise durch Angrenzung, Handel, Religion, Culturgang, am Meisten durch Kriege und Eroberungen entstand; da wir eine ganz friedliche Verschmelzung von Völkern selten vermuthen können, selbst nicht mit Bohuß's **) liebenswürdigen Amazonen, die erst nach Kämpfen Gegner fanden, mit denen sie Anfangs sprachen, ohne sich zu verstehen, und endlich sich verstanden, ohne zu sprechen.

---

*) Pott et. Forschungen S. XIX. „Stammverwandte Sprachen sind solche, die entweder allein durch den Gang innerer Entwickelung und die geographische Ausbreitung einer Sprache, oder auch zugleich durch von außen kommende, immer zunächst störende Einwirkungen getrieben aus ursprünglicher Identität zu Vielheit und Verschiedenheit übergegangen sind; stammverschiedene dagegen solche, die von vorn herein unter einem genetisch völlig verschiedenen Bildungsprocesse entstanden und diesem gemäß sich entwickelten. Findet sich bei letzteren in Einzelheiten Uebereinstimmung, so muß diese entweder aus mittelbarem oder aus unmittelbarem, zuweilen anderweitig nicht geschichtlich nachweisbarem Verkehre derjenigen Völker, welchen sie angehören, folglich als bloße Herübernahme eines fremdartigen Elementes; oder zweitens aus der allgemeinen Identität menschlichen Geistes und menschlicher Sinne, oder der zu bezeichnenden Objecte (z. B. Vater- und Muttername, das M als characteristischer Buchstabe des Pronomens erster Person in manchen sonst unverwandten Sprachen, der Name des Kukuks u. s. f.) Vieles endlich auch, denn man darf ihn nicht ganz ausschließen, als Spiel des Zufalls erklärt werden."

**) Histoire des Sarmates.

Bei Miſchung bleibt immer eine Sprache (meiſtentheils die alte Landesſprache, wo nur Miſchung der Bewohner Statt fand und die alten Bewohner die meiſten Theile dazu gaben; oder die Sprache der Eingedrungenen, wo dieſe die alten Bewohner ausrotteten bis auf wenige Reſte, oder ſie verdrängten (wie z. B. die Briten von den Angelſachſen nach Wales gedrängt wurden), als Stamm, was die Grammatik zeigt und meiſtentheils die Betonung der fremdhergenommenen Wörter. Nicht immer auch die letztere; man vergleiche die Engliſche und dagegen die Deutſche Betonung eingebürgerter Wörter, vermuthlich aus der Anzahl derſelben zu erklären. Wo dieſe ſehr groß war, mußte die Grundſprache einen gewaltſamen Proceß zu deren Einbürgerung vornehmen, wenn ſie nicht ihr eigenes Beſtehen ganz aufgeben wollte.

Ferner beurkundet ſich die Stammeswürde einer Sprache durch das organiſche Leben ihrer Wörter, im Gegenſatze der fremden nur als willkürliche Zeichen der Begriffe erſcheinenden. Schon Stolberg bemerkte, daß der Engelländer bei celestial nicht fühlen kann, was der Deutſche bei himmliſch. Auf dieſe Weiſe durch das ihn überall durchdringende innere Leben zeigt namentlich der Lettiſche Sprachſtamm ſich als Urſtamm, da man, unſinnig genug, früher ihn für ein bloßes Conglomerat von Miſchlingen erklärte. Weiteres über dieß Leben der einheimiſchen Wörter, ſowie über die Geltung der Grammatik in der vergleichenden Sprachforſchung, wird ſogleich unten folgen.

Als andre Wirkung der Ereigniſſe nannten wir den Umtauſch einer Sprache gegen eine andre. Dieſer geſchah eben ſo wenig durch Verträge, als die Sprache überhaupt durch Uebereinkunft ſich bildete. Die Gründe ſeiner Erſcheinung mögen ſich aus einigen Beiſpielen folgern: Die Etrusker und andere Völker Italiens nahmen allmälig Römiſche Sprache an durch die Vornehmen des Volkes,

die aus Eitelkeit oder Sklavensinne die Siegersprache lernten und bei den gerichtlichen Verhandlungen einführten; auch in Gallien lernten zuerst die Vornehmen Römisch. Freilich hat dieser Proceß etwas dem Vertrage Aehnliches, mußte aber doch auf dem Wege der Gewöhnung allgemeinere Verbreitung finden. — Die Urbewohner Indiens gaben zum Theile ihre alten Sprachen für das Idiom der Sieger auf, wo eine große Zahl ausgestoßener Individuen aus diesen sich zu ihnen gesellen mußte. Die Juden nahmen der nothwendigen Verständigung wegen die Sprachen der Völker an, unter welche sie zerstreut wurden, behielten aber, ihrer beharrlichen Nationalität gemäß, Kenntniß und einigen Gebrauch ihrer alten Sprache. Die Walachen sind ein Gemisch von früheren Bewohnern und Römischen Colonisten; ihre Sprache ist ein wirkliches Romanzo, besonders mit Slavischem gemischt. Ihr postpositiver Artikel zeugt wol nicht für ursprüngliche Verwandtschaft des Volkes mit den Albanesen. Es ist vielmehr zu vermuthen, daß die Landessprache bei dem Eindringen der Römischen eben so wenig Artikel hatte, als diese *) und daß dieß Erzeugniß späterer Zeit entweder geradezu aus der Albanischen Sprache entlehnt wurde, sowie auch der postpositive gewiß später entstandene Artikel der Bulgarischen Sprache; oder daß in diesen drei Sprachen der Artikel ungefähr zu gleicher Zeit Gebrauch fand und durch ein jenen Gegenden gemeinschaftliches Princip postpositiv wurde. Letzteres geschah auch z. B. bei den Skandinavischen Sprachen. Wir sind hier etwas weiter eingegangen, weil die Annahme des Artikels als Erbstückes aus der ver-

*) Der Verfasser versuchte in einem früheren Schriftchen „Ueber die Romanischen Schriftsprachen“ den Walachischen Artikel nicht bloß nach dem Stoffe, sondern auch nach der Form aus der Römischen Sprache abzuleiten; gesteht aber, daß seine jetzigen Ansichten von vielen dort ausgesprochenen gänzlich abweichen.

ſchwundenen Sprache die Hypotheſe unterſtützt hätte: daß bei dem ſonſt völligen Umtauſche von Sprachen die verdrängte formale Spuren hinterlaſſen könne. Hiervon übrigens ausgehend verſuchte der Verfaſſer in der in der letzten Note angeführten Schrift die gorgia der Toskaner aus dem rauhen Organe der alten Tuskiſchen Sprache abzuleiten, und ebenſo die Reinheit des dortigen Italieniſchen als formalen Reſt des Eindringens der Römiſchen Sprache, welches, wie vorhin bemerkt, von den Gebildeten ausging, wozu auch das Hoch-Deutſche in Nord-Deutſchland zu vergleichen iſt. Das Erbtheil der gorgia iſt nicht unglaublich, wenn anders wirklich ſchon die Etruskiſche Sprache gorgia hatte (allerdinds fehlten ihr die weichen mediae, und aspiratae und tenues beſtehen dagegen) und wenn ſie (nach Orioli) ſich wirklich bis zum 6. Jahrhunderte n. Chr. erhielt. Eher aber ſollen wir hier die Entſtehung gleicher Wirkungen aus gleichen örtlichen Gründen muthmaßen, was (worüber ſpäter unten) beſonders für aspirirte Ausſprache überhaupt gilt. Neuen Stoff zu Reflexionen über die Gründe des Sprachenwechſels gibt die heutige wachſende Verbreitung der Walachiſchen Sprache, obſchon das Volk, das ſie ſpricht, überall als untergeordnetes und zugleich als ungebildeteres erſcheint. Der Grund muß demnach in der Natur der Sprache ſelbſt liegen. Anders war es mit den Normännern, welche in Frankreich ſchnell ihre Sprache gegen die der Beſiegten, aber Gebildeteren umtauſchten. Unter andre Kategorie gehört auch der Gebrauch ſehr abgeſchliffener Sprachen, wie der Franzöſiſchen und Neu-Perſiſchen an Höfen und in der Converſation; dieſer Gebrauch dient mehr zur Scheidung vom Volke, als daß er ſich auf dieſes verbreitete, anders als in dem erwähnten Beiſpiele von Italien, wo die Magnaten aus Gefälligkeit gegen Rom die Sprache nicht für ſich behielten, ſondern gefliſſentlich unter ihren Völkern verbreiteten. So bewirkte auch Handel und Religion keinen Sprachentauſch;

ersterer macht fremde Sprachen, wie die Italienische und die lingua franca, nur als Verständigungsmittel mit den zusammentreffenden Fremden geltend; letztere läßt nur Wörter und Redensarten, wenn auch viele, in die Landessprachen übergehen, vgl. die Arabische und die Pali-Sprache. Das neben einander Bestehen der Sprachen findet auch Statt, wo die eine Bildung durch Schrift voraus hat oder von den Umgebungen besser verstanden wird; so die Griechische unter den Albanesen. Mehrere Beispiele von Verdrängung und neben einander Bestehen der Sprachen und Beobachtungen dabei sind unschwer zuzufügen, würden uns aber für jetzt zu weit abführen, da uns Mischung und innerer Bildungsproceß näher kümmert.

Besonders die für die Geschichte zu ziehenden Folgerungen machen uns zur Pflicht, bei der Vergleichung der Sprachen mit größter Nüchternheit zu verfahren, ohne übertriebene Vorliebe für die eigene oder irgend eine fremde Sprache, ohne Germano-Gräko-Hebräo-Manie. Der erste Gegenstand für den Forscher ist die Grammatik, schon oben als Hauptspiegel der Volksthümlichkeit bezeichnet. Die Vollständigkeit der Formen*) an sich ist schon ein Zeugniß für Reinheit, Alterthum und Selbständigkeit einer Sprache. Aber auch, wo von früherer reicher Bildung nur ein kläglicher Rest blieb, ist der Mangel der verlorenen kein Beweis gegen die Abstammung der Sprache, wenn nur keine fremde statt jener sich zeigt. Und Dieß ist nirgends anzunehmen; doch können wir Dieß mit Bestimmtheit nur von eigentlicher Flexion aussagen, nicht so von der Ableitung; in sehr gemischten Sprachen, wie in der

*) Mit ihr coincidirt die Regelmäßigkeit der Flexion; bei ihrer Berücksichtigung ist aber der sonstige mehr oder minder antike Bestand der Sprachen zu befragen, da ganz desorganisirte Sprachen gleich den Kindern, regelmäßige Bildung aus falschen Quellen entstehen lassen.

Englischen, zeigen sich nicht nur fremde Präfixe, sondern auch solche Suffixe; auch die Walachische Sprache hat einige Slavische Suffixe adoptirt, doch nur selten an einheimischen, d. h. Romanischen Wörtern, sondern das Wort mit dem Suffixe als ein Ganzes aufgenommen. Wo auch fremde Suffixe wirkliches Leben gewannen, wirkte wol deren nahe Verwandtschaft mit einheimischen dazu; z. B. im Walachischen die Verwandtschaft des Slavischen — nik (nicu) mit dem Romanischen ieu*). Dagegen erblicken wir oft Formen, welche mit denen der verwandten Sprachen nicht zusammen klingen, keineswegs aber eingewandert sind. Dann ist entweder die ursprüngliche Verwandtschaft durch Lautwechsel und Anderes unkenntlich geworden und muß durch sorgfältige Beobachtung analoger Erscheinungen in anderen Sprachen aufgehellt werden; oder wir finden, daß die Sprache aus eignem Wachsthume und Vorrathe fortschuf; nicht aber mit alter Kraft des organischen Triebes (Mehr darüber unten) und gewöhnlich nichts ganz Neues, sondern nur Ersatz für Verlorenes oder in ihre Individualität nicht mehr Passendes; öfters auch wurde frühere Einheit später zertheilt; und, obschon dieß als Gewinnst erscheint, entstand es doch durch mangelhafte oder inconsequente Auffassung der ursprünglichen Gestalt. Mischung mehrerer Sprachen, ja sogar nur Dialekte führt immer Verschleifung der Formen herbei [1]).

Den zweiten Anspruch auf die Aufmerksamkeit des philologen Historikers haben die Wörter der Sprachen. Wenn es schon höchst anziehend und wichtig ist, aus den Worten die Anschauungsweise des Volkes an sich etymologisch zu erkennen (ein Anderer ist der ἄνθρωπος [2]) der

*) Vgl. auch die fremdher aufgenommenen Suffixe selbst in der älteren Deutschen Sprache Grimm Gr. II. S. 96, [2]).

1) Vgl. Grimm Gramm. I. S. XIV.

2) Die verschiedenen etymologischen Erklärungen dieses Wortes mag

Griechen und der mânushas des Inders und des Germanen; den Mund faßten die Urältern der Germanen geistig als das sprechende Glied; später als der Deutsche anfing zu trincare, ward die geistige Bestimmung des Mundes vergessen und ist nur noch aus Sanskrit und Zend erkennbar [1]); so bedarf die große Wichtigkeit der Wörtervergleichung für die Begründung der Völkerverwandtschaft keiner Bestätigung.

Bei Vergleichungen ist es von größtem Interesse, vorzugsweise die reinsten Mundarten zu gebrauchen, wiewol, wie schon bemerkt, keine, auch nicht die verderbteste Mundart, das Studium ganz unbelohnt läßt; ja bei Bestimmung sprachlich-geschichtlicher Grenzen ist es sogar vorzugsweise nöthig, die verderbteste Sprache zu durchforschen, da bei der reineren die Verwandtschaft leicht in die Augen springt; viel schwieriger, als der Beweis der Verwandtschaft, ist der des Gegentheiles. Besonders sollen wir dem Nationalgeiste Dank wissen, daß er in den meisten Sprachen nach dem Untergange der antiken Aussprache die gesunderen Formen noch durch die Orthographie festhielt [2]), soviel auch das Nützlichkeitsprincip dagegen eifern mag. Welche Wörter aber sind nun zunächst zu vergleichen? Allmälig freilich alle; bei der unermeßlichen Ausdehnung dieses Gebietes aber ist jene Frage zuvörderst begrenzt zu beantworten. Gewöhnlich gibt man zu diesem Zwecke die am Häufigsten gebrauchten Wörter an und besonders die Benennungen von Verwandtschaftsstufen, Gliedern, nothwendigen Lebensbedürfnissen u. s. w. Dazu sind auch noch die am Häufig-

---

der Leser supplire. Eine Zusammenstellung derselben s. bei Pott et. Forsch. S. 158.

1) S. o. S. 31, **).

2) Der Französischen Sprache zu geschweigen, gilt Dieß vorzüglich für die Galische, obschon in ihr einzele Regeln durch grammatische Künstelei an der Schreibung entstanden sind.

sten gebrauchten Zeitwörter zu nehmen. Ganz besonders auch die Zahlwörter, Fürwörter, Vorwörter, die an sich schon zum Theile zu Einem etymologischen Stammbaume gehören und ihre Aufklärung vorzüglich durch die Grammatik erhalten. Zu bedenken ist dabei, daß für die allen Völkern gleich geläufigen Begriffe die Benennungen mit der Zeit sehr wechseln; aus demselben Grunde, warum die gewöhnlichsten Zeitwörter, besonders die später als Hülfszeitwörter auftretenden, sodann die Person-Fürwörter die unregelmäßigste Flexion haben (in dieser aber auch die ältesten Reste aufbewahren). Zahlreiche Beispiele liefert besonders die Griechische Sprache von den vorliterarischen Zeiten bis heute. *Μάνα* (*μήνη*) ward zu *σελήνη* und später zu dem logisch gleichen *φεγγάρι;* an die Stelle von *φράτωρ* trat *ἀδελφός;* das frühere Wort für *ἀδελφὴ* ging ganz verloren; an der Stelle des von den Phrygiern überkommenen *βέδυ* und von *ὕδωρ* steht heut zu Tage wieder oder vielmehr noch das uralte *νερόν*, das Sanskritwort nara Pſ. ner=Waſſer (auch Mann, dem Ss. nr Gr. *ἀνὴρ* ꝛc. entsprechend); cf. *ναρὸς*, *Νηρεὺς* u. ſ. w., wie überhaupt in der heutigen Sprache der Griechen sich sehr viele ganz alte und ächte Formen erhalten haben. Zugleich indeſſen geht aus den zahlreich zu findenden Beispielen hervor, daß die Bezeichnungen für Naturgegenstände, wenn auch wechselnd, immer aus dem Fonds der Sprache genommen wurden. Wenn wir deßhalb auch jene Vorschrift befolgen, so wird Gründlichkeit und Umsicht unerläßlich. Bisweilen läßt sich aus diesen wechselnden Bezeichnungen die Zeit ersehen, in der sie entstanden, weil in ihnen das Andenken an Gebräuche erhalten wird z. B. in *κρασὶ*=Wein von der Wz. *κρα*=miſchen. Erzeugniſſe der Cultur, der Gewerbe und Künſte sind weniger zu diesen Vergleichungen anzuwenden; dagegen weisen diese, wie schon vorhin bemerkt, den Weg in der Geschichte der Cul-

tur, der Induſtrie, des Handels, wie z. B. v. Bohlen den Namen Opium und A. dazu benutzt.

Noch bleibt uns das vorhin als Zeugniß für das Indigenat angeführte organiſche Leben der Wörter zu erwägen übrig. Um zu wiſſen, ob eine Sprache mit einer anderen verwandt oder gemiſcht ſei, iſt zu fragen: ob die ihr mit jener gemeinſchaftlichen Wörter in ihr ihre Wurzeln d. h. hier: einfachſte und im Primitivverhältniſſe ſtehende Verwandte, oder überhaupt zahlreiche Verwandtſchaft finden; und ſelbſt wo dieſe Indicien fehlen, iſt nur ſehr vorſichtig zu verwerfen. Je mehr die ganze Form eines Wortes im Geiſte einer Sprache daſteht, deſto älter iſt es darin, wenn auch nicht ganz urſprünglich. Es ließen ſich ſogar aus dem Grade der Nationaliſirung eingewanderter Wörter Schlüſſe auf das Zeitalter der Berührung, alſo auf die Geſchichte machen. Bei den klar als eingewandert erſcheinenden Wörtern iſt es ferner für chronologiſche Geſchichte von Bedeutung, zu welcher Zeit die vorliegende Bedeutung in der Mutterſprache der Wörter galt. Bei dem jetzigen Stande der Kunde Deutſcher Sprache liegt namentlich in dem Cymraeg reicher Stoff zu Forſchungen über die eingedrungenen Nord-Germaniſchen Wörter vor. Doch kann a) das Wort frühe in urſprünglichem Sinne eingewandert und in der gemiſchten Sprache nach denſelben Geſetzen ſeinen Sinn modificirt haben, nach welchen allmälig erſt ſpäter in der Mutterſprache; indeſſen iſt zu bezweifeln, ob Dieß bei einem eingedrungenen, alſo nicht organiſch lebenden Worte geſchehen könne. b) Vielleicht hat das Wort die alte Grundbedeutung, die es vor der Abfaſſung der uns in deſſen Mutterſprache gegebenen Documente beſaß, und die ſpäter ſich dort reproducirte [1]). Falſch würde dann der Schluß ſein, daß

1) Vgl. vielleicht das vorhin angeführte *νεφὸν*.

das Wort erſt zur Zeit dieſer Reproduction in die andre Sprache überging. Aus den zuſammen geſtellten Wörtern wird die Lautverſchiebung abstrahirt; und ſelbſt dieſe führt zu hiſtoriſchen Schlüſſen, entweder auf die Zeit der Entfernung der Völker von dem reineren Stamme, oder auf den Ort, wo ſie zuerſt eine feſte Siedelung [1]) gewannen und ihre Sprache ſelbſtändig ausbildeten; Schleiermacher leitet z. B. die Aſpiration von dem Einfluſſe der Gebirgsgegenden her.

Zu jenen Schlüſſen überhaupt führt nicht bloß die von dem ehrwürdigen Grimm begründete Folge tenuis, aspirata, media; ſondern auch der Wechſel der Gutturale (und Palatine), Labiale, Dentale in reſpectiver Ordnung, wonach z. B., wenn wir nach einzelen Wörtern urtheilen wollten, Sanskrita, Zend, Latein, Litthauiſch-Slaviſch, Galiſch antiker erſcheinen als Oskiſch, Britiſch (Cymraeg und Breizunek), Germaniſch und dieſe wiederum antiker als Griechiſch. Doch bedarf es zu dieſen Schlüſſen der Uebereinſtimmung zahlreicher Beiſpiele; und obgleich der Wechſel gewiß meiſtens in der angegebenen Ordnung vor ſich geht, ſo finden ſich doch auch unzweifelhafte Fälle, wo z. B. die Gutturale aus früheren Dentalen erwuchſen.

Auch müſſen wir von dem hiſtoriſch fortſchreitenden Lautwechſel verſchiedener Sprachen den gleichzeitig in je einer nach beſtimmten Geſetzen (z. B. in den Keltiſchen Sprachen und nach Laſſens Andeutungen in der alten Umbriſchen) ſtatt findenden ſcheiden, der allerdings der äußeren Geſtalt nach jenem ſehr gleicht.

Mit wenigen Worten ſei noch die Schrift berührt, die Form, in der urſprünglich die Vorſtellungen durch den Geſichtsſinn mitgetheilt wurden, wie in der Sprache

1) Wir nehmen mit Szafarzyk an, daß der umgeſtaltende Bildungstrieb der Sprachen in ruhigem Zuſtande der Völker thätig iſt und deßhalb nach Wanderungen ſich ſelbſtändig erneuert.

durch den Gehörsinn; bis sie später nicht mehr organische oder bildliche Andeutung der Vorstellungen, sondern die willkürlichen Zeichen derselben nach Convenienz dem Auge mittheilte; derselbe Proceß, den die Sprache zeigt. Noch bleiben den Forschern wichtige Schlüsse aus der Schrift auf den örtlichen Gang der Cultur vorbehalten. Bekannt sind uns die Beziehungen in der Form der Schrift zu dem individualen Charakter von Menschen, Völkern, Jahrhunderten.

Wir haben bis dahin die Sprache mehr nur in ihrem Verhältnisse zur Geschichte der Menschen betrachtet; es ist Zeit, noch einige Blicke auf die Geschichte der Sprache selbst als eines organischen Ganzen zu werfen. Freilich hat Alles in der Natur Sprache, der Eichenwald im Kampfe gegen den Sturm, wie die leicht bewegten flüsternden Blumen, und so das Thierreich auf seinen mannigfaltigen Stufen; aber der Mensch hat nicht bloß die mannigfaltigste, reichste, sondern auch allein die articulirte [1]) organisch belebte [2]) Sprache. Indem sie mit

1) Hiecke sagt: Der Mensch war bei seinem Entstehen nicht bloß fähig zum Menschenthum, sondern offen an Sinn und Geiste, ohne Widerstreit Beider — wie nicht einmal bei den ausgestattetsten Kindern und „demnach auch mit einem gegenwärtig schlechterdings nicht mehr in seiner vollen Frische auffindbarem Drange zu reden; ohne eine den gewaltigen Eindruck auf die Sinne noch überbietende Regung des Inneren hätte ja auch die Articulation der Laute nicht zu Stande kommen können."

2) Natürlich in secundärem Organismus
Vgl. Schmitthenner Deutsche Etym. S. 15. Anm. 8. „sie (die Sprache) ist in gewissem Sinne ein Organisches, aber sie ist nicht Organismus in dem Sinne, daß das Princip ihres

allen anderen Sprachen die Entstehung aus der Natur oder der Offenbarung gemein hat, ist sie vor jenen organisch, weil der Mensch frei geschaffen ist. Die Kunde derselben mögen wir mit Einem Worte Etymologie nennen, weil diese Wissenschaft nicht bloß die Wörter bis zu ihrer Geburt verfolgt, sondern auch die grammatischen Formen und Bildungslaute, welche ursprünglich alle Sinn und Seele hatten, folglich belebte Worte waren. Mit Recht führt diese Wissenschaft den Namen Etymologie; denn sie eröffnet dem staunenden und erfreuten Blicke die ἔτυμα nicht bloß der einzelen Klänge und Wörter, sondern des ganzen Sinnes draußen, abgespiegelt in dem drinnen. Die innere Geschichte der Menschheit ist ohne diese Wissenschaft nicht aufzufassen; sie zeigt wie der Mensch vor- und rück-schreitend Welt und Natur anschaute, fühlte und erkannte.

Als erste Fragen stellen sich uns die über die Entstehung der Sprache: Wie entstanden die Ursprachen jeder Sprachfamilie, und wie waren sie beschaffen? Existirten solche in vollkommener Gestalt, d. h. standen einmal in irgend welchen Sprachen Ideen und Laute in durchgeführter Correlation untereinander? Schon Grotius sagte von der Ursprache: **nullibi pura extat, sed reliquiae ejus sunt in linguis omnibus.** Oder lebt eine Ursprache nur in der Idee und wird nur durch Abstraction aus den vorhandenen Sprachen repräsentirt?

Wir haben schon in unseren Aeußerungen über Ent-

Bestehens ihr selbst inne wohne. Selbst die Gesetze des physischen Organismus sind nicht auf die Sprache anwendbar; denn ihr Princip ist nicht das unter diese Gesetze gebundene physische Leben; sondern der von diesen Gesetzen befreite Geist. Der Ausdruck das Leben der Sprache ist nur ein metaphorischer. Die Grammatik selbst ist nach den Kategorien des Verstandes natürlich construirt."

stehung und Entfaltung des Menschengeschlechtes den Grund zur Annahme real in der Zeit gewesener Ursprachen zu legen gesucht, und wollen sie hier, wenn auch an mehreren Orten und in verschiedenen Zeiten, doch nach gleichen Principien und auf verwandtem Boden entstanden, als eine betrachten. Wir nehmen zugleich in ihr jene Correlation als durchgeführt an, soweit [1]) der Charakter einer gegebenen Sprache als eines Einzel-Organismus zuläßt, der, wie jedes Einzelwesen, nie ganz Typus, Ideal, absolute Vollständigkeit erreicht, Dinge, welche nur durch Abstraction anschaulich werden.

Sie war ursprünglich Onomatopoesie, durchaus nothwendig klingend [1]), nicht willkürlich; aber bedingt a) durch die Außen-Natur, die wahrgenommenen Gegenstände; b) durch das wahrnehmende Wesen; anders klang das Echo der Außenwelt vom Felsen, anders vom Menschen zurück. Das Vorstellungsvermögen und der gesamte Organismus des Menschen war das Medium zwischen Dinge und Worte. Der Mensch sprach nicht den Gegenstand aus, sondern dessen Auffassung; sowie er nicht sowol die Dinge selbst sieht, sondern deren Spiegelbilder im Auge. Auf die Darstellung jener ersten sinnlichen Wahrnehmungen basirte sich die der übersinnlichen durch die Ideenverbindung und die malende Kraft der Phantasie [2]). Jene Ursprachen, obschon dem Principe nach gleich, konnten doch nach der Individualverschiedenheit der menschlichen Organismen (vergleiche die bekannte Relativität der Farben) sich verschieden gestalten; zugleich reicht die organische Verwandtschaft aller Menschen, neben dieser

---

1) „Das Wort ward mit dem Begriffe geboren.“ Becker. Vgl. auch Grimm Gr. II., S. 78, wo zugleich auch auf die natürlichen Anomalien im Gange der Formen, wie der Ideen, hingewiesen wird.

2) Vgl. Grimm Gr. II., S. 84 — 5 und Becker, das Wort.

Verschiedenheit, hin, Berührungen in Sprachen zu erklären, wo wir keine antediluvianische Einheit voraussetzen.

In den ältesten Sprachen trieb darum vorzugsweise das Princip des inneren Lebens und Sinnes, in den späteren das logische, das der mehr willkürlichen Bezeichnung der immer abstracter werdenden Vorstellungen, unterstützt für seinen Hauptzweck: Deutlichkeit und Bestimmtheit — durch das immer mehr geltende der Euphonie; nirgends der Kakophonie; auch nicht in jedem gebildeten Ohre häßlich lautenden Sprachen; Nichts will bös und häßlich, sondern Alles vielmehr gut und glücklich sein (genießen). Daß die früheren Sprachen, auch die noch lebenden antikeren für den unverbildeten, unverweichlichten Sinn dennoch schöner klingen, macht eben ihre unentstellte Natur ohne Willkürliches und Todes; denn Gesundheit = Wahrheit = Gutes = Glück und Schönheit. Die Natur ist von Natur schön und glücklich; vergleiche den Menschen nnd die Menschheit in der Kindheit einklingend mit Natur und Leben, und dann später im Kampfe! Wir schreiben hier dem euphonischen (oder phonetischen) Principe eine frühe, ja ursprüngliche Wirksamkeit zu, die sich, wie wir weiter unten zeigen werden, durch im Laufe der Zeit immer mehr entfaltete und periodisch wechselnde, in sich correspondirende und gleichförmige Erscheinungen-Ketten als gesetzmäßig und zu einem besonderen Organismus erhoben offenbart. Nur in der eigentlichen Schöpfungsperiode der Sprache fiel dieß Princip des äußeren Sinnes mit dem des inneren [1]) gänzlich

1) Wir nennen dieses inneres, sofern es von dem Inhalte der Sprache und ihrer Individuen; jenes äußeres, sofern es von der Form derselben ausging; werden aber trotz dieser Bezeichnung sogleich das äußere Princip als weniger materiell und an die äußere Natur gebunden darstellen; ein Suchen und Fliehen der Pole, das sich in dem Verhältnisse aller Kunst zur Natur, ja selbst in dem Namen der Gesamtkunstwissenschaft, αἰσθητική, zeigt.

zuſammen, als jeder bedeutende Laut zugleich als Wollaut empfunden wurde; ſpäter als die wachſende Freiheit des Geiſtes den Menſchen immer mehr von der Sinnen-Natur emancipirte oder aber auch losriß, als die idealiſirende Kunſt ſich an die Stelle der Naturnachahmung zu ſetzen begann, ſich alſo gewiſſermaßen von der Natur trennte: da trennte ſich auch in der Sprache das Princip der Schönheit von dem der Naturnachahmung und wurde immer ſelbſtändiger, je mehr die Kraft des anderen abſtarb. Wie nun aber in einzelen Zeiten und unter einzelen Völkern das Schönheitsgefühl ſich geſtaltete [1]), darnach modificirten ſich bis heute die zeitlich und räumlich begrenzten Offenbarungen des phonetiſchen Principes; und der Focus ſeiner auch ſofern organiſch zu nennenden Wirkſamkeit iſt das Menſchen- und Völker-Leben, individualiſirt [2]), in jenen Grenzen des Raumes und der Zeit und in den tauſend in dieſen allgemeinſten Kategorien enthaltenen Verhältniſſen, reflectirt durch Lebensempfindung nnd Lebensanſchauung und dadurch fähig in dem Klange der Sprachen abgebildet zu werden. Gerade in den verkürzteſten und desorganiſirteſten Sprachen zeigt ſich ein erneutes Streben nach Onomatopoeſie, und wir finden ſogar die eigentlich akuſtiſchen Auffaſſungen ſinnlich getreuer wieder gegeben; eine Erſcheinung, die aus der erſchlafften Ver-

---

1) Schöne Stelle über die verſchiedenartige Auffaſſung des Wollautes bei Grimm Gr. II., S. 616 *).

2) Die Bildung der Menſchheit und der Sprache ſcheint hier in kreisförmiger Bewegung fort zu ſchreiten. In der erſten Periode herrſcht Gleichförmigkeit, möglichſt wenige Individualität; letztere wächſt; endlich verwiſcht ſie der Kosmopolitismus wieder, und der Zuſtand der höchſten Bildung producirt Aehnliches, als der der geringſten. Aber in der Tiefe der Erſcheinungen liegen wiederum ihre großen Unterſchiede verborgen. Vgl. unter Anderem das Folgende über Onomatopoeſie.

mittelung des menſchlichen Organismus zu erklären iſt [1]). Vor dieſem Streben ſpäterer Zeit mag auch die Benutzung nahliegender Naturlaute zur Umgeſtaltung von Wörtern geführt haben, welche an ſich keine interjectionale [2]) Beſtimmung hatten, ſondern auf regelmäßigem organiſchem Wege von Wurzeln abzuleiten ſind, z. B. papa, mamma von pater, mater. Oder ſollen Interjectionen [2]), Kinderrufe und dgl. wirklich ſchon die älteſte Sprache beſtimmt haben, gerade dieſe Wörter von dieſen Wurzeln abzuleiten, welchen urſprünglich eine andere Onomatopoeſie zu Grunde lag? Solches Verfahren erſcheint für älteſtes Sprachleben zu zuſammengeſetzt, abſtrahirend und willkürlich.

Je mehr Leben und Lebensdrang die Sprachen haben, deſto mehr ſcheuen ſie, etwas Todtes in ſich aufzunehmen und wandeln ſelbſt die fremden Eigennamen, ſobald ſie bei ihnen heimiſch werden, in irgend verſtändliche Töne um [3]) — was indeß beſonders in den Griechiſchen Geſchichtsquellen dem Forſcher oft ſtörend wird. Selbſt die entarteten Sprachen zeigen noch dieſe und ähnliche Erſcheinungen waltenden Lebens.

Wir wollen verſuchen, einige Grundlinien für die Geſchichte der Sprachbildung, ins Beſondere in Bezuge auf die Japetiſche Familie, zu entwerfen. Eine ſolche Geſchichte ſtützt ſich zwar auf Empirie, den einzig feſten Grund aller hiſtoriſchen Wiſſenſchaften; aber die erſte Entwickelung des Sprachlebens können wir nicht ganz dem Bereiche der Hypotheſe entziehen. Wir müſſen aus dem vorhandenen ausgebildeten oder auch verbildeten Körper auf die Urbeſchaffenheit ſeiner Theile zurück ſchließen, mit möglichſter Wachſamkeit gegen die Fehlſchlüſſe, die ſo leicht

---

1) Siehe vorhin über die Vermittelung des menſchlichen Organismus zwiſchen Sprache und Natur.
2) Ueber Interjectionen ſiehe alsbald unten.
3) Vgl. Grimm Gr. II., S. 548.

durch Mangelhaftigkeit der Ueberſicht und durch Einſeitigkeit der ſubjectiven Auffaſſungsweiſe entſtehen können.

In der Sprache, wie in der Natur überhaupt, ſind die Entwickelungsperioden durch allmälige Uebergänge mit einander verbunden und verſchmolzen; auch iſt kein Princip einer Periode ſo ausſchließlich eigen, daß es in den andern gar nicht wirkte; Dem unbeſchadet exiſtiren doch dieſe Perioden wirklich und zeigen gewiſſe Hauptmerkmale, nach welchen ſie abgegrenzt werden können.

Indem wir drei Hauptentwickelungsperioden der Japetiſchen Sprache — nicht jeder einzelen der Japetiſchen Sprachen, da die Entwickelung nicht bei allen gleichzeitig eintritt und manche derſelben noch nicht in der letzten Periode ſteht — aufſtellen wollen, ſcheiden wir ſie nach der Art, in welcher ſie die Verhältniſſe der Vorſtellungen, folglich der Wörter, unter einander bezeichnen.

Allerdings ſoll damit die Charakteriſtik der Perioden noch nicht erſchöpft ſein. Mehrere Züge dazu werden leicht ſchon aus unſrer weiteren Skizzirung der Sprachentwickelung zugefügt und an der gehörigen Stelle untergeordnet werden; Letzteres unten bei den einzelen Schickſalen der einzelen Sprachtheile zu thun, würde den Zuſammenhang zu ſehr ſtören und uns über die engen Grenzen hinaus führen, die wir uns für unſre mehr nur andeutenden Umriſſe ſtecken mußten. Dieſe nöthigen uns auch dem Leſer zuzumuthen, die unſchwer zu findenden Beiſpiele und Belege, wo wir glaubten dieſe weglaſſen zu können, zu ſuppliren und die oft nur angezettelten Fäden des Gewebes nach den einzelen Richtungen hin weiter zu ziehen.

Der erſten Sprachperiode nun möchten wir das Stichwort der Zuſammenſtellung *) geben. Alles iſt

*) Wir haben ſpäter dieſe Terminologie durch Schmitthenner Urſprl. S. 236 — 7 beſtätigt gefunden; dort iſt auch mit

jung, vollkräftig, aber unbeholfen. Selbſt zur Bezeichnung der Verhältniſſe ſtehen Wörter in ganzer Individualität neben ihres Gleichen, jedes darum auch ſeinen beſonderen Accent fordernd, wie einigermaßen noch in den einſylbigen Sprachen Aſiens.

Immer mehr aber accentuirt ragen die Bezeichnungen der Hauptvorſtellungen in den Gruppen oder Sätzen hervor; inniger ſchmiegen ſich die die Verhältniſſe bezeichnenden Wörter an jene, und die aus der Zuſammenſtellung entſtandene Zuſammenſetzung*) bildet die zur nächſten Periode führende Kriſis.

In der zweiten Periode, welche wir die der Flexion oder mit A. W. von Schlegel**), die ſynthetiſche nennen wollen und welche in der Japetiſchen Familie die erſte auf hiſtoriſchem Boden iſt, ſteht das Sprachleben in höchſter Blüthe. Das logiſche und das phonetiſche Princip haben der Sprache das Unbeholfene und Rauhe weggebildet, ohne ihre edeln Lebenstheile zu verletzen. Verſchmelzung mit Hülfe der Abkürzung und Zuſammenziehung bildet die Flexion und die äußere Ableitung; bei zunehmender Verfeinerung des Organismus zeigen ſich innere Bildungsmittel in dem Lautwechſel.

Die dritte Periode nennen wir nach A. W. von Schlegel**) die analytiſche, die, ſtatt die Verhältniſſe in Einem Guſſe durch Flexion zu bezeichnen, zu dieſem Zwecke Deutewörter (pronomina) und andre Partikeln mit den hager gewordenen Wörtern zuſammenſtellt, wodurch eine verzerrte Aehnlichkeit mit der erſten Periode entſteht. Der

---

Becker (Wortbildung S. 376) für Zuſammenſetzung das Wort Verſchmelzung gebraucht, deſſen wir uns weiter unten in etwas engerem Sinne bedienen.

*) Siehe S. 59 Note.

**) Observ. sur la litt. Prov. S. 16. Mit der dort aufgeſtellten Sprachen-Anſicht und -Claſſification ſtimmen wir indeß, wie ſich weiter zeigen wird, durchaus nicht überein.

Körper-Organismus der Sprache iſt, wie oft auch beim Menſchen geſchieht, zerrüttet durch das Vorwalten des logiſchen Principes. Doch können wir ſelbſt nicht in der äußerſten Zerrüttung der Sprache [1]) eigentliche Negation des Organismus annehmen — ſo wenig, als in der des Menſchen; iſt ja ſelbſt Krankheit ein organiſcher Proceß und ſogar der Tod führt nach chemiſcher Zerſetzung die Körperſubſtanzen in einen neuen.

So fern wir den Menſchen ſchon in ſeinem erſten Entſtehen über das Thier ſtellten, gaben wir auch der mit ihm geborenen Sprache höhere Beſtandtheile, als bloße Interjectionen [2]). Schon viele Thiere gebrauchen ja willkürlich Laute, die, Anfangs zwar bloße unmittelbare Empfindungsſtimmen, durch Aufmerkſamkeit auf ihre Erfolge in beſtimmter Geltung blieben [3]), wiewol nie die Würde der Articulation erreichen können, weil der primäre Organismus dazu fehlt. Sollte eine erſte Interjectionen-Sprache deßhalb vorausgeſetzt werden, weil ſie bei dem ſchreienden und jubelnden Säuglinge Statt findet; ſo entgegnen wir: daß die erſten Menſchen nicht als Säuglinge geſchaffen ſein konnten; ſondern daß ihr Organismus uranfänglich ſtark genug ſein mußte, um die oben S. 55 erwähnte Vermittelung [2]) ſelbſt zwiſchen dem eignen Gefühle und deſſen Ausdrucke ausüben zu können; ſo daß nur das ſchnell und heftigſt angeregte Gefühl ſich im unmittel-

---

1) Vgl. Grimm Gr. II., S. 934 ff.

2) Vgl. Pott a. a. O. S. 155.

3) Analog dem menſchlichen Worte, das, nach dem Obigen, urſprünglich ſchildernder Laut der Empfindung (nicht aber deren unmittelbare Stimme oder Schrei) war und ſpäter erſt mit mehr Abſicht und Freiheit gebraucht wurde.

bar erzeugten Schreie oder Seufzer offenbarte. Von dieser animalischen Gefühlsäußerung müssen wir also die wirklichen Interjectionen der Sprache scheiden, welche sogar mitunter einer weiteren organischen Entwickelung fähig sind (cf. ἄχος, u. dgl.) [1]).

Die Geschichte der Sprache beginnt also mit ihr als solcher d. h. als organischem Ganzen. Wenn wir sie in Perioden theilen, so bezeichnen wir durch diese allerdings eine gleichartige Entwickelung der Sprachen in der Zeit, nicht aber eine gleichzeitige aller Sprachen, die selbst bei den verwandten nur da vor sich gehen kann, wo auch die Geschichte der Völker, so wie die Verhältnisse der Wohnplätze gleich fortschreiten. Wir dürfen uns sogar eine Modification der Gleichartigkeit nicht verhehlen, auf die bereits o. S. 40 * hingewiesen wurde. Die Sprache ist nämlich zwar durch die Geschichte bedingt und besitzt sogar wechselwirkende Kraft, schreitet aber nicht immer in gleichen Verhältnissen mit der Geschichte fort. Längerer friedlicher Aufenthalt des Volkes an einem Orte (Vgl. o. S. 52, Anm. [1] Szafarzyks Satz) verbunden mit bildender Thätigkeit konnte die Sprache so fest und individual gestalten, daß die Macht nachfolgender Katastrophen sich an ihr brach; wenigstens an ihrem grammatischen Baue, wenn auch einige Mischung der Wörter eintrat. Auf die übrigen, mehr äußeren, Besitzthümer und Sitten des Volkes übten diese Katastrophen schnelleren und stärkeren Einfluß, so daß die tiefer gewurzelte, fast unveräußerlich gewordene Sprache mehr ein Nachglanz der Vergangenheit, als ein Spiegel der Gegenwart war. Später, wann wieder län-

---

1) S. Grimm Gr. III., S. 294 ff. Hoffmann sagt gegen Hiecke's Behauptung: „daß die Interjectionen die Empfindungen unmittelbar darstellen“: „dann könnte man kein Ach erheucheln;“ worauf Hiecke: „warum nicht das Gefühl selbst?“ Aber Beides ist möglich.

gere Muße zur Bildung der Sprache eintrat, ſtand das Volk jünger in der Zeit, als dieſe; und ſie fügte ſich in etwas andrer Weiſe dem nun bildenden Zeit-Principe, als ſie dem vor Jahrhunderten andre auf gleicher Stufe mit ihr ſtehende Sprachen bildenden würde gethan haben. Die Factoren der einen Entwickelung ſind dann a × a; der andern a × b.

Einen vollſtändigen Schluß aus der Entwickelung der Sprache auf das Alter des Menſchengeſchlechtes zu machen, iſt ſchon deßhalb unmöglich, weil man die Dauer wenigſtens der erſten Periode aus ihr ſelbſt eben ſo wenig beſtimmen kann, als in der Geſchichte die Dauer der Sagenzeit aus ihr ſelbſt zu erweiſen iſt. Eben ſo wenig, ja ſelbſt nicht, wenn dieſer Rückſchluß möglich wäre, können wir aus dem Verhältniſſe der bisherigen Sprachentwickelung zur bisherigen Dauer des Menſchengeſchlechtes auf deſſen fernere Dauer ſchließen. Die mit der Entwickelung der geiſtigen Abſtractionskraft zuſammenhangende Desorganiſation der Sprachen muß irgend einmal eine denkbare Grenze haben; nicht aber jene Kraft der Abſtraction oder vielmehr der geiſtigen Entwickelung überhaupt; wäre Dieß der Fall, ſo ließe ſich zugleich das Ende des Menſchengeſchlechtes berechnen, deſſen Beſtehen ohne geiſtige Bewegung und Entfaltung nicht mehr denkbar wäre. Wir müſſen die Sprache gleich dem Menſchenauge [1]) oder auch gleich den Künſten, zu welchen wir ſie in der That rechnen, als Mittelglied zwiſchen Körperwelt und Geiſteswelt und darum als mehr unter dem Geſetze der Schwere ſtehend, als den von dieſem Geſetze emancipirten Geiſt, betrachten. So bleibt allmälig ihre Entwickelung hinter der des Geiſtes zurück und beider Correlation kann nur bis zu einer gewiſſen Grenze beſtehen. Die Vermehrung der Wör-

1) Wirklich zeigt die Japetiſche Sprache oft Eine Wurzel für die Begriffe Licht, Auge, Sprache z. B. čax, luk u. dgl.

ter in allen ihren Richtungen divergirt zwar nicht von der der Begriffe, schreitet aber, wenn auch parallel, nicht so rasch vor, als diese [1]). Durch diesen Satz erklärt sich, zum Theile wenigstens, die allmälige Abnahme des organischen Lebens in den Sprachen, da der der Sprachbildung voraus geeilte Geist, der Worte bedürfend, nicht aber mehr im Besitze der alten Wortschöpfungskraft, mit immer wachsender Willkür über den vorhandenen Vorrath verfügte. Diese Willkür wirkt also immer mehr auf die Anfangs ganz organische Uebertragung der Bezeichnung auf verwandte Begriffe ein, welche Becker [2]) näher erläutert; allerdings aber konnten erst in der letzten Periode Wortgeburten, wie die bekannte angebliche der falbalas, legitim werden. So muß endlich einmal die Sprache eine Masse werden, in der nur noch die unentbehrlichsten Functionen des ursprünglichen Organismus (ein andrer, neuer wäre ungefähr so möglich, als eine neue Logik) bleiben; deren Wörterreichthum aber willkürlich durch die Macht des Geistes bis ins Unendliche vermehrt und dem Reichthume der Begriffe und ihrer Nuancen entsprechend gemacht werden kann. In diesem Falle ist die Sprache übrigens nicht etwa die todte Masse eines Körpers, dessen Organismus verfault wäre; sondern vielmehr hat das Feuer des reinen, abstrahirenden Geistes das ursprüngliche organische Erz geschmolzen und das reine Metall erzeugt, das nun freilich keinen organischen Wachsthum mehr hat, das aber nach dem Willen der Kunst die höchsten Ideen der Schönheit darstellen kann. Eine restitutio in integrum ist unmöglich; und selbst das dem Entwickelungsgange der Sprache gewissermaßen entgegenwirkende Streben der neuesten Philologie wird in der Praxis die

1) Vgl. Becker, Das Wort S. 261.
2) a. a. O. S. 267.

jugendliche Körperschönheit der Sprachen nicht reproduciren, ja selbst den jetzt noch bestehenden Rest derselben nicht zurückhalten können; eine Wahrheit, die von höherem Standpunkte betrachtet, ihr Trauriges verliert und den Theoretiker nicht bloß nicht abschrecken, sondern sogar zu desto ernsteren Forschungen aufmuntern muß.

Die Anfänge des Organismus nennen wir Wurzeln, die Zeichen der einfachen, aoristen Ideen [1]). Sie existirten real, körperlich; wurden aber natürlich nur in concreto ausgesprochen, ob sie schon wirkliche Abstractionen bezeichneten, da die Menschen Anfangs noch nicht gewohnt waren, ihre Abstractionen zu objectiviren und als solche in der Sprache darzustellen; begreiflich ist es, daß in späterer Periode zur Bezeichnung der eigentlichen Abstracte möglichst einfache, dem Wurzelzustande nah stehende Wörter gewählt oder gebildet wurden; doch als das Deutlichkeits-Princip herrschend wurde, mußten die Abstractionen, zunächst Adjective, vielmehr die aus Adjectiven entstandenen substantiven Abstractissima, durch die bedeutungsvollsten Suffixe, also eigentlich durch Zusammensetzung mit Wörtern, welche die Abstraction als solche bezeichneten, dargestellt werden. Die Zunahme dieses Bestrebens zeigt sich deutlich in der Neuhochdeutschen Schriftsprache als jetzt noch wachsend, natürlich correspondirend mit dem Absterben der älteren, einfacheren Suffixe. Die Volkssprache eilt sogar

---

1) Schmitthenner: „Die Wurzel in der Sprache ist das Indifferente, das in dem Gegensatze Identische, das Allgemeine in dem Besonderen.“ Vgl. überh. Dessen Deutsche Etymologie Cap. 3.

in dem Beſtreben, die Abſtractionen auf plump-deutliche Weiſe als ſolche darzuſtellen, der Schriftſprache noch voran; vgl. z. B. die Mitteldeutſchen Ausdrücke: Treuheit ſt. Treue, Jugendheit (verſchieden von dem Adverbium jungerheit oder richtiger junger Heit) ſt. Jugend. Dieſes, eben auch in der Schriftſprache immer mehr Ausdehnung gewinnende, urſprünglich Perſon bedeutende Suffix heit (keit) iſt am Stärkſten geeignet, um Perſonificirung oder Abſtraction zu bezeichnen. Weiter unten werden wir auf dieſe und verwandte Gegenſtände zurückkommen. Vgl. auch Grimm Gr. II., S. 543, 11). Daß wir indeſſen mit jenem concreten Ausſprechen der Wurzeln nicht meinen, ſie hätten ſich von jeher nur flectirt dargeſtellt, wird ſich aus dem Folgenden ergeben. Die Wurzeln ſind die Mittelpuncte des ganzen Sprachlebens, die Quellen ſowol der Wörter, als der Präfixe und der Suffixe. In ihrer nächſten Entwickelung zeigen ſie ſich als Wortſtämme, Themata, die in ihrer größten, älteſten Einfachheit äußerlich mit den Wurzeln zuſammen fallen — wie ſich zuweilen noch in ſpäteren Perioden zeigt, obſchon dann häufig ſolcher Schein durch Verkürzung entſteht — und innerlich nur dadurch ſich von dieſen unterſcheiden, daß ſie eine nicht mehr aoriſte, ſondern durch Raum und Zeit begrenzte und innerhalb ihrer Grenzen vollendete Vorſtellung bezeichnen; durch letzteres Prädicat geſchieht es, daß die Verbalſtämme größtentheils in den Perfecten ihre reinſte, den Wurzeln nächſte, Geſtalt zeigen [1]). Abgeleitete Themata entſtanden aus Zu-

1) Bekanntlich nach Bopp, Schmitthenner u. A. gegen Grimm's Theorie. Es iſt uns indeſſen nicht bekannt, wie nach jener neueren Theorie der wichtige Grund bei Grimm Gr. II., S. 678 c) behandelt wird, wo der Gebrauch der Präſens-Formen in der Verbal-Compoſition urgirt iſt, wozu auch etwa der Gebrauch der Nominal-Grundformen in den Sanskr. u. a. Compoſitionen zu vergleichen iſt.

ſammenſetzung der einfachen mit einfachen [1]); die zugeſetzten ſchmolzen ſpäter in der Geſtalt von Suffixen mit den Hauptſtämmen zuſammen — Dieß iſt die Ableitung [2]). Ihr zur Seite und oft verbündet mit ihr zeigt ſich die innere Bildung durch Lautwechſel, das Princip des Ablautes in ſeinen mannigfaltigen Richtungen in Bildung von Wurzeln, Stämmen und Verhältniß-Bezeichnungen (Flexion in weiterem Sinne); worüber im Folgenden Mehr. Nach demſelben Verfahren, nach welchem die Ableitung, entſtand die Flexion [3]); Mehr unten. Ebenfalls müſſen wir genetiſch die Zuſammenſetzung [4]) im engeren Sinne hierher ſtellen; ſie entſtand in noch ſpäterer Zeit als Ableitung und Flexion, und mehrere Sprachen beſitzen noch in zerrüttetem Zuſtande [5]) die Fähigkeit zu

1) Zur Flexion ausſchließlich, zur Ableitung aber neben andern, wurden die pronominalen Wurzeln und Stämme verwendet, über welche Weiteres unten.

2) Obſchon unter der Abnahme der organiſchen Kraft in der Sprache auch die der Ableitungs Kraft einbegriffen iſt; ſo zeigt doch wenigſtens Eine Branche, die der Diminution (und der Augmentation) in vielen neueren Sprachen eine reichere Entfaltung, als in irgend einer älteren, die Litthauiſche ausgenommen (wir rechnen ſie hierher wegen ihrer Alterthümlichkeit; ihr früherer Beſtand iſt uns leider unbekannt).

3) Siehe die vorletzte Anmerkung. Pott a. O. S. 153 beſtimmt den Unterſchied zwiſchen Ableitung und Flexion ſo: „Die Ableitung beſtimmt die Begriffe in Beziehung auf ſich ſelber; Abbeugung hingegen nur in Beziehung auf andre, die außer jenen liegen.“ — Bisweilen werden die Mittel des einen Proceſſes durch falſche Analogie für den andern verwandt; allmälig flexiviſch gewordene Geltung von Ableitungs-Suffixen werden wir unten bei der ſchwachen Declination finden; über die Möglichkeit des umgekehrten Falles ſ. Grimm Gr. II., S. 391, 404 — 5.

4) Ueber deren Unterſchiede von Ableitung ſ. Grimm Gr. II., S. 406, [5]). 964 ff.

5) Ja getrieben durch dieſen vgl. Grimm. Gr. II., S. 403, [9]). Vgl. S. 538, [1]). Die jüngſte, unorganiſche Erſcheinung der

ihr, während dieſe in anderen ſchon erloſch oder auch anfänglich bei deren Individualiſirung nur ſpärlich ſich entfaltete. Die zuſammengeſetzten Stämme verſchmelzen allmälig logiſch oder im Gefühle und darum auch ſpäter oft phonetiſch zu Einem; und ſo durchläuft die Sprache immer wieder die alten Stadien, nur aber nicht mit der alten Jugendfriſche. — Zur Ableitung gehört die Comparation durch Suffigirung theils von ſonſt verbal erſcheinenden, größtentheils aber von pronominalen, und zwar meiſtens zwiefachen [1]) Wurzeln geſchehend. Die Motion können wir urſprünglich nicht als eine beſondere Branche der Ableitung bezeichnen; noch weniger dürfen wir einen grammatiſchen Geſchlechtsunterſchied der Wurzeln annehmen. Dieſer wird erſt nach der Schöpfung der Ableitung und der Flexion ausgedrückt; anfänglich kennt die Grammatik nur Ein Geſchlecht, das nachher in den Masculin-Formen [2]) als Stamm der femininen und neutralen auftritt. Die Scheidung in dieſe geſchah theils a) durch einen organiſch phonetiſchen Proceß, lautverkürzenden bei dem Neutrum, lautverlängernden bei dem Femininum [3]); theils b) durch eine mehr willkürliche Fixirung in der Wahl der Ableitungs- und Flexions-Suffixe, nicht durch das organiſche Princip, ſondern durch das der Deutlichkeit veranlaßt.

Der Typus aller Wurzeln lag in dem Verhältniſſe der Menſchennatur zur äußeren [4]). Sie traten nicht alle auf einmal in Wirklichkeit, ſondern allmälig, indem der Menſch immer mehr in der Natur umherblickte; doch aber nicht ſo

---

Compoſition nennt Grimm uneigentliche Compoſition vgl. u. A. Gr. II., §. 597. 611.

1) Vgl. o. S. 31 **).

2) So wie bis heute das Masculinum oft die übrigen Geſchlechter vertritt, durch poſitive Umfaſſung geſchlechtlos, wie das Neutrum durch Negation.

3) Auf dieſes kommen wir noch weiter unten.

4) Vgl. o. S. 55.

immer fort. Wir müssen vielmehr eine begrenzte Periode annehmen, innerhalb welcher der Mensch die Elemente des Naturlebens auffaßte und durch die Sprache bezeichnete; ihre Bezeichnungen darauf auch für die geistige Welt verwendend [1]), sowie auch für die weiteren Wahrnehmungen in der Außenwelt, die er nach der genannten Periode machte und machen wird, wo die volle gebärende Kraft der Sprache verloschen ist. Diese Kraft, Sprach-Elemente zu bilden, könnte nur da wieder erwachen, wo auf neuer Erde neuen Menschen eine ihnen neue Natur entgegenträte. Aufstellungen von Cardinalbegriffen sind bekannt; vgl. z. B. Grimm's Grammatik II., S. 86 ff. und Becker's Wort. Man hat sogar gewagt, den ganzen Reichthum der Sprache auf Eine Grundvorstellung, wie die der Bewegung, zurück zu führen, und noch kühner, doch consequent, nur Einen Laut als Mittelpunkt zu stellen, letztere Annahme auch noch durch physiologische Gründe unterstützt. Da dieser Punkt mit der Lautlehre zusammen fällt, so werden wir nachher, wo wir diese berühren, auch auf ihn zurückkommen.

Die Mannigfaltigkeit der Wurzeln hat Schmitthenner *) bis zur Annahme logisch verschiedener, lautlich gleicher Wurzeln ausgedehnt. Nach unsrer Meinung aber verbietet die Annahme einer durchgehenden Correspondenz des Lautes mit dem Begriffe während der ersten Sprachperiode, in welcher die eigentlichen Wurzeln in erster Potenz geschaffen wurden, wesentliche Mehrdeutigkeit Eines Wurzellautes **) in dem Munde Eines Subjectes (Einer Sprachfamilie) anzunehmen; so wie andrerseits den Gebrauch mehrerer Sprachwurzeln für Eine Vorstellung. Er-

---

1) Vergleiche Becker, letztes Citat.

*) Deutsche Etymologie S. 37.

**) Vgl. Grimm Gr. II., S. 76, [9]), wo dieselbe Ansicht ausgesprochen ist.

steres wäre Asthenie, Dieses Hypersthenie; und Beides mit der für die erste Sprachperiode vorauszusetzenden Gesundheit nicht verträglich. Scheinbare Asthenie findet Statt: **A.** Wo bei zunehmender Menschenbildung der Grundbegriff sich so sehr verzweigte und durch Symbolik Ableger gab, daß der logische Keim unkenntlich wurde, um so mehr, da die Sprache oder der praktische Mensch die Ideen anders associirt, als der theoretische Philosophe. **B.** Wo ursprünglich verschiedene Wurzeln durch republicanische Kraft der Verschleifung eine unorganische Gleichheit gewannen, die sich aber dann nie oder äußerst selten durch sämtliche Sprößlinge durchzieht. — Eigenliche Hypersthenie findet wol nie Statt, da die Sprache mit all ihrem Reichthume doch für den göttlichen Menschengeist noch zu arm ist; wir werden weiter unten sehen, wie selbst eine durch ursprünglich dialektische Unterschiede entstandene uneigentliche Hypersthenie der Länge nach nicht bestehen kann. Ueberhaupt duldet die Sprache keine verschieden lautenden und dabei völlig gleich bedeutenden Wörter, unterthan dem Individualisationstriebe, der in der ganzen Natur keine duo perfecte similia bestehen läßt. Nur in dem historischen, alle oder doch viele Zeiträume umfassenden Bestande einer Sprache finden wir Wörter genug, die das Selbe bedeuten, aber nur zu verschiedenen Zeiten. Sobald im Laufe der zeitlichen Sprachentwickelung ein Wort die Stelle eines andern einnahm, so mußte letzteres entweder **A.** mit dem neuen zusammengesetzt allmälig absterben *), so daß die späteren Menschen es gar nicht mehr verstanden; oder **B.** ganz weichen und verloren gehen; oder **C.** eine andre, nicht ferne, Stelle annehmen; entweder a) in gewöhnlicher Rede eine der vorigen Vorstellung verwandte, meist speciellere bezeichnend; oder b) in pejorativem Sinne gebraucht;

*) Zu scheiden von verstärkendem Pleonasmus cf. Grimm Gr. II., S. 547 [18]), cf. o. S. 31 **).

oder dann c) durch seine Alterthümlichkeit geadelt und nur im aristokratischen Dienste der Poesie oder der Wissenschaft bleibend.

Sehr früh mußte der Wurzelvorrath sich durch Modificationen der vorhandenen Urwurzeln vergrößern. Diese Vermehrung geschah vorzüglich auf zweierlei Weise:

Zuerst und ältest durch wirkliche Zusammensetzung. Später verschliff sich eine von etwa zwei zusammengesetzten Wurzeln und zwar die dem Sinne nach untergeordnete, bisweilen auch in zerstörender Weise auf die Hauptwurzel zurückwirkend. So verschmolzen beide Wurzeln zu einer. Dieser äußere Proceß der Wurzelbildung wird weiter unten etwas mehr detaillirt werden.

Bei dieser Annahme setzen wir ursprüngliche, größte, logische und phonetische, Einfachheit der Wurzeln voraus; das Selbe muß für die zweite Art der Wurzelvermehrung geschehen. Wenn eine Wurzel irgend eine Kategorie bezeichnete — wie z. B. die Japetische Wurzel mâ die Kategorie der Extension [1]) — so mußte sich bald das Bedürfniß zeigen, wenigstens die einfachsten Unterabtheilungen derselben, nämlich zuerst die Gegensätze, am Laute kenntlich zu machen, wozu organisch jene Mutterwurzel verwendet werden mußte. Daß übrigens die Gegensätze nicht bloß bei der Schöpfung der Wurzeln nicht sogleich durch besondere Wurzeln vertreten werden mußten, sondern sogar des Vehikels der Lautveränderung nicht unumgänglich bedurften: zeigt die große Zahl von Gegensätzen, die besonders in der Sanskrita-Sprache durch eine und dieselbe Wurzel aus-

---

1) Diese ausgezeichnet reiche, durch Zusammensetzung (s. u.) sich noch stärker vervielfältigende, durch wol alle Japetischen Sprachen, mit Einschlusse der Semitischen, durchgehende Wurzel bedeutet in weiterer Anwendung auch die Extensionen der geistigen Thätigkeit nach einer Ideenverbindung, die noch im neuesten Sprachgebrauche lebendig bleibt, vgl. messen und ermessen.

gedrückt werden; und ſogar Erſcheinungen bis in die neueſte Zeit, wo Ein ausgebildetes Wort Gegenſätze bezeichnet; z. B. Lat. altus, welches neben dem Begriffe der Höhe wenigſtens tropiſch auch den der Tiefe bezeichnet; im Grunde dieſelbe Erſcheinung, wiewol unorganiſch gewirkt, zeigt ſich in dem Worte oder vielmehr Laute psila für zwei entgegengeſetzte Begriffe a) ψιλὰ ſt. ὑψηλὰ = laut b) ψιλὰ = leiſe, wobei der gemeine Grieche die Zweideutigkeit nicht ſcheut [1]). Ueberhaupt iſt jener durch Entartung entſtandene Gleichlaut von Wurzeln und Stämmen verſchiedener Bedeutung zu vergleichen.

Die Lautveränderung nun, die die Bezeichnung der Gegenſätze und andrer Modificationen eines Grundbegriffes aus Einer Wurzel ableiten ſollte, verändert den Vocal in organiſcher Weiſe z. B. bei der Wurzel mâ bleibt für den poſitiven Begriff der Ausdehnung der Vocal a; für deſſen Negation = Kleinheit, Wenigkeit u. dgl. erſcheint häufig der charakteriſtiſche = organiſche dünne i-Laute f. mak: mik, man: min etc. Wir nennen dieſen Lautwechſel mit dem Ausdrucke, womit ihn Grimm u. A. bei der Wortbildung [2]) und bei der Conjugation bezeichnen, Ablaut [3]).

---

1) Zahlreiche Belege für Gleichdeutigkeit aus Entartung ſ. bei Pott etym. Forſchungen S. 72 — 73.

2) Vgl. u. A. Grimm Gr. II., S. 1, 5, 8. Ib. S. 70 [5]) über den frühen Urſprung mehrerer ſtarken Verba aus Einer Wurzel beſtätigt im Grunde unſre Theorie über Wurzel-Ablaut. Etwas Anderes iſt die, zugleich äußere, Ableitung ſtarker Verba Gr. I., S. 839 D) vgl. II., S. 74 ff.

3) Bopp und Pott nehmen Ablaut und Umlaut nach ihrem Grundweſen als Eines, nämlich als phonetiſche durch die Endung gewirkte Erſcheinung. Wenn aber Pott a. a. O. S. 162 — 3 γλυφ und γλαφ, sculp und scalp mit Recht als Individualitäten ſondert und ſie doch als Nebenverwandte annimmt; ſo mögen wir darinn nicht mit ihm übereinſtimmen, daß ſie abſolut gleichzeitig entſtanden, ob wir freilich mit ihm annehmen, daß keine durch „Verderbung“ ſich aus der andern entwickelte. Eine

Theils früher, theils später, aber immer in organischer Zeit, wird eine ähnliche Function durch Lautverstärkungen

---

Form oder ein Vocal mußte die zuerst erkannte oder vielmehr gefühlte allgemeinste Vorstellung bezeichnen, ehe sich Modificationen derselben im Geiste bildeten; sobald Letzteres geschah, wählte dann der lebendige Sprachgeist einen entsprechenden Vocal dafür; diese Modificirung oder Nuancirung aber halten wir für die Haupt-Kraft und -Bestimmung der Vocale. Sie sind die Repräsentanten des Gefühles, wie die Consonanten die der Vorstellung; freilich Beides nur vorzugsweise, nicht allzuscharf abgegrenzt. Auf die Gefahr hin breit zu werden, müssen wir uns noch etwas weiter zu erklären suchen. Wenn wir sagen, daß der Vocal die Vorstellung modificirte, so meinen wir nicht sowol, daß er Unterordnungen unter objective, durch Verstand und Beobachtung geschiedene Kategorien darstellte; sondern vielmehr, daß er die subjective Empfindung malte, von welcher der Mensch bei dem Anschauen der Vorstellungen afficirt wurde; die Vorstellung selbst mußte durch Consonanten dargestellt werden (s. u. Weiteres über den Proceß der Wurzelbildung). Die Consonanten sind das didaktische, die Vocale das lyrische Element der Sprache. Vgl. Grimm Gr. I., S. 580, II., S. 1. Ewald Hebr. Gramm. S. 115.

Dem gemäß finden wir uns bis jetzt gedrungen, uns an Grimm a), Graff b), Schmitthenner c), Lepsius d), anzuschließen und zu behaupten: daß die Lautschwächung, so gut, als die Lautverstärkung, Anfangs organisch war und erst später in das phonetische Gebiet übertrat. Nach diesen, wenn auch nicht durchaus chronologisch, doch immer dynamisch, zu scheidenden Perioden trennen wir Ablaut und Umlaut. Umgekehrt hat nun auch das Deutlichkeits-Princip den phonetisch gewirkten Ablaut = Umlaut zur organischen Würde erhoben, indem das Bewußtsein seiner phonetischen Gründe verschwand und zugleich

---

a) A. a. O. und anderswo.
b) Ahd. Sprachschatz S. XIX — XX.
c) Deutsche Etym. S. 38, 56, 58 — 59. Wenn S. 38 der Vocal-Wechsel der Wurzel nicht zum Umlaute (Ablaute) gerechnet ist, so ist doch zugleich dort der geistige, organische Einheits-Punct beider Kategorien gegeben.
d) Paläographie S. 30.

übernommen, unter welchen ſich Guna [1]), auszeichnet. — S. u. bei den Lauten und bei der Flexion —. Kaum mögen wir die Stufe des Organismus, auf welcher bei Wurzeln und Stämmen, (ſ. u.) die Reduplication durch ſolche vocaliſche Proceſſe erſetzt wurde, eine geſchwächte, lieber eine feinere nennen, die aber freilich, wie alle Verfeinerung, jünger und der desorganiſirenden Periode näher iſt. Die größte Ausdehnung hat das Gebiet des Ablautes in dem großen iſolirten Stamme der Japetiſchen Sprachfamilie, dem Semitiſchen, gewonnen.

Ferner zeigt ſich eine große Anzahl von Wurzeln für Nuancen Eines Begriffes, bei welchen die körperliche Nuancirung nicht, wie bei der vorigen, in den Vocalen, ſondern in den Conſonanten liegt. Theils dürfen wir denſelben organiſchen Proceß, als bei jenen, vermuthen *); aber oft hat ſpätere Willkür des Geiſtes vorhandene Lautmannig-

---

die natürlich häufige Erſcheinung desſelben in gewiſſen Formen ſeinen logiſchen = organiſchen Zuſammenhang mit dieſen zu bezeugen ſchien. Wichtige Nachweiſungen über phonetiſche Gründe des Ablautes ſ. in Bopp Rec. über Grimm Berl. Jahrbb. 1827 und in Pott etym. Forſch. S. 6, 21, 63 ff. Für die Promotion phonetiſcher Erſcheinungen in das organiſche Gebiet finden ſich leicht weitere Beiſpiele; vgl. z. B. Pott a. a. O. S. 44 ff. doch auch Wüllner ſprachl. Formen §. 31. über das Griech. Präterital-Suffix κα das in der That in neuerer Zeit durch das Anhängen an die Paſſiv-Aoriſten noch mehr Geltung gewonnen hat. Bei den Lautverſtärkungen nimmt übrigens auch Pott organiſchen Urſprung an und gibt a. a. O. S. 48 intereſſante Mittheilungen darüber. Weiteres über den Vocalwechſel wird alsbald unten vorkommen.

1) Bei Schmitthenner Inlaut.

*) Z. B. bei einer Conſonanten-Verdoppelung, wie im Sanſk. katth = laudare aus kath = dicere. Dieſer Erſcheinung entſpräche eine, zu den vorhin erwähnten vocaliſchen Verſtärkungen zu zählende, Vocal-Verdoppelung in der Wurzel, welche ſich in der Geſtalt der Vocal-Verlängerung darſtellte. S. das Spätere.

faltigkeit benutzt, die ursprünglich nur in dialektlichen Unterschieden bestand, welche in der späteren zwar meist auf Einen Dialekt gestützten, doch aber von den übrigen inficirten, Schriftsprache neben einander stehen blieben *), in hypersthenischer (s. o.) Gleichdeutigkeit aber nicht lange bestehen konnten. Aeußerst selten finden wir auch später in einer Schriftsprache eine nur dialektisch-phonetische Scheidung einer Wurzel ohne logische Nuancirung, also völliger Verwechselung in sich fähig, fortbestehen, wie z. B. Angels. sprecan und specan, Ahd. fuortren neben fuotren = pasci **), Nhd. fordern und fodern (Ahd. vordaròn Schwed. vodra). Je mehr Einheit, Verbreitung und Bildung eine Schriftsprache gewinnt, desto weniger duldet sie solche seelenlose Unterschiede; und entweder hebt sie sie wieder ganz auf, oder belebt sie durch jene Nuancirung des Sinnes. Und wenn auch im ersten Falle nicht die ganze Schriftsprache sich für Eine Form entscheidet, so muß es doch der einzele Schriftsteller, der dann, für seinen Gebrauch wenigstens, seine Mundart zu der Consequenz zwingt, zu der sie sich noch nicht freiwillig erheben will. Nach

*) Namentlich ist Dieß in der Sanskrita-Sprache bemerklich; vgl. z. B. prush, plush, plus, pyush *) = brennen, wobei bald die Halbvocale und Liquiden, bald die Zischer nuancirt erscheinen. So stellt sich die, selbst erst aus div + t entstandene, Licht bedeutende Wurzel dyut in verschiedenen, allmälig zu Individuen erwachsenen Gestalten dar: mit Mouillirung des Dentales als g'yut, g'ut, mit Abfalle desselben als yut. Wir bemerken hier gelegentlich, daß die Wurzel div mit ihren Kinder-Wurzeln in den meisten Japetischen Sprachen nach Aphäreſe des Dentales als yu erscheint; ferner, daß die Palatale, obschon größtentheils gutturalen, doch zum Theile auch dentalen Ursprunges sind, wozu vgl. Bopp vgl. Grammatik §. 14.

**) S. Grimm Gr. I., S. 1070.

*) Ueber die vermuthliche Zwiefachheit dieser Wurzeln vgl. Pott etym. Forschungen S. 162, 269.

demſelben Principe verſtändigen ſich die Gebraucher gebildeter Schriftſprache allmälig über Gleichheit der Orthographie. Daß in dieſer unorganiſche Erſcheinungen — wie z. B. das Nhd. th. — oft feſte Geltung gewinnen, wird dadurch begreiflich, daß meiſtens die ſchriftmäßige Bildung der Sprachen erſt dann ſich völlig feſt ſtellt, wann der alte Organismus erſt gänzlich geſchwächt iſt; und daß zugleich bis heute, wo hiſtoriſche Sprachforſchung erſt durch die zunehmende Zerrüttung des Sprachorganismus in ihrer Nothwendigkeit empfunden und wach geworden iſt, ſelbſt die beſten und geachtetſten Schriftſteller mit den Etymen ihrer Sprache zu wenig bekannt ſind. Hier liegt dann wirklich die Hoffnung vor, daß die hiſtoriſche Sprachforſchung eine zweckmäßige Aenderung veranlaſſen werde, ſobald ſie in den Elementar-Unterricht (moderate, verſteht ſich) aufgenommen wird und dadurch Raum findet, ihren Reſultaten innere Geltung zu verſchaffen.

Die Frage über die urſprüngliche Zahl der Wurzeln hängt in ihrem körperlichen Theile mit der über die urſprüngliche Beſchaffenheit des Lautſyſtems zuſammen, über welches wir hier nur einige Andeutungen geben wollen, Bekanntſchaft mit der Terminologie meiſtentheils bei dem Leſer vorausſetzend.

Zuerſt entſtehen die Vocale, als Laute im engſten Sinne und als Träger der Mitlaute vor dieſen exiſtirend; Anfangs der reinſte Vocal, a, demnächſt i und u; ſpäter aus Zuſammenſetzung durch Verſchmelzung die Doppelvocale und die Diphthongen ê, ô mit ihren Descendenten âi und âu [1]); noch ſpäter die kurzen e und o als Trübungen aus den Urvocalen, ſowie denn aus ihnen wieder ſogar Baſtard-i und-u wird [2]) u. ſ. w. Lautverſtärkung und

1) Nach Bopp = â + i, â + u; nach Ewald = a + ê, a + ô.
2) Zu ſcheiden von auch vorkommendem beharrlichem Feſthalten urſprünglichen Lautes unter widerſprechenden Erſcheinungen.

Lautschwächung nimmt in den späteren Perioden immer mehr wechselwirkend zu, besonders indem letztere die erstere bedingt. Die Abnahme der organischen Körperkraft zeigt sich zuerst durch Schwächung, besonders in den Endungen; dem zerstörenden Principe widersetzen sich die Wurzelsylben durch Verstärkung ihres ursprünglichen Lautes, der sonst nicht mehr hinreichende Kraft zum Widerstande besäße. Die entartetsten Sprachen zeigen darum am Meisten sowol Guna und Vriddhi, als tonlose, stumme und ausgefallene Laute. Aus demselben Grunde entspringt auch das Streben der späteren Sprache, ursprüngliche Kürzen zu verlängern [1]).

Zu den Lautverstärkungen zählen wir Guna und Vriddhi — d. h. Verstärkung der einfachen Vocale a, i, u, und später (wie so eben nach Ewald's Theorie angegeben) der aus der Gunirung entstandenen Diphthonge è und ò durch vortretendes a, später auch durch wol aus a entstandenes i und durch Trübung aus a und i (o, e) —; ihnen parallel aber auch andre Arten von Vocal-Verlängerung und -Verstärkung z. B. schon in Sanskr. è aus a [2]); und die in allen Japetischen Sprachen erscheinende, besonders in der Sanskr. Conjugation noch ursprüngliche Gesetzmäßigkeit bewahrende Verstärkung durch Rhinismus [3]). Auf diese Lautverstärkungen, kommen wir unten noch etwas

---

1) S. Grimm Grammatik I., S. 402 u. anderswo.

2) Oefters, aber nicht immer, ist diese Wandelung als Schwächung und Umlaut zu betrachten (cf. Bopp vgl. Gramm. § 2, 1. 9. Dess. Gr. crit. r. 439, b annot. — r. 371. — Doch s. auch später unten) so wie ai in anderen Sprachen, wie der Galischen und der Zendischen cf. Burnouf üb. Bopp's vgl. Gr. in Journ. des sav. 1833 Juillet. Doch vergleiche eine alsbald unten folgende Anmerkung über den Umlaut.

3) Vgl. Lepsius Paläographie S. 63. — Bopp vergl. Gr. S. 275. — Pott a. a. O. S. 54 cf. Bopp Gr. crit. r. 92, 434. Vgl. auch Grimm Gr. II., S. 216 mit Anm. 232, 391.

weiter. In den mit sv, kv, dv u. dgl. anlautenden Wurzeln nimmt Schmitthenner [1]) su etc. als die ursprüngliche Gestalt, an welche dann andre Vocale angetreten seien und nennt diese Erscheinung nachgesetzten Inlaut. Gewiß erscheinen diese Wurzeln in vielen Sprachen ohne diesen Vocal, in der Gestalt von su, so, sy u. dgl. Aber wenn wir auch jenen Proceß annehmen, so müssen wir doch wol manche Wurzeln ausscheiden, in denen durch Abfall oder Ausfall des Vocales nach sv etc. v sich vocalisirte; so wie solche, die ursprünglich mit v anlauteten und vor welche unorganisch (s. nachher) ein Zischer u. dgl. vortrat.

Ursprünglich waren die Lautverstärkungen organisch, in Correlation mit der Bedeutung der Wörter und Formen, wie gewiß noch u. A. in einigen Theilen der Sanskritischen Conjugation [2]), sich zeigt. Später bei dem Vorschreiten des euphonischen Principes, verwandte die Sprache dieselben Mittel für phonetische Zwecke; und ins Besondere werden jene Verstärkungen dann durch den Einfluß der Endungen [2])

---

1) Deutsche Etym. S. 68.

2) Organisch erscheint die Lautverstärkung dort, wo sie in ganzen Tempora und Modi ohne Unterschied der Endungen auftritt, wiewol selbst da vielleicht mitunter phonetische Gründe zu suchen sind, wenigstens wo y (i) einen Umlaut erzeugt oder wo Anhäufung harter Consonanten in ihrer Weise zurückgewirkt haben konnte; Letzteres z. B. in den beiden Futuren und dem Conditionalis der Sansk. Conjugation *). Allmälig konnte es geschehen, daß phonetische Erscheinungen durch ihr häufiges Auftreten in gewissen Formen (vgl. v. S. 72 ff. Anm. 3) als diesen correlativ, also als organisch, gefühlt und deßhalb auch im Gebrauche auf jene Formen übergetragen wurden, wo kein phonetischer

---

*) Pott a. a. O. S. 60 — 61 nimmt hier als Grund die Ausstoßung eines Vocales an. Ueber den Precativ s. eben daselbst S. 61 — 62.

gewirkt, wodurch sie dem von Anfange an, wie die Zend-Sprache zeigt, phonetischen Umlaute [1]) näher treten und

---

Grund vorhanden war. Auch traten in relativ späterer Zeit bei den Suffixen Laut-Vermehrungen und -Verminderungen ein ohne die phonetischen, positiven oder negativen, Wirkungen, die sich sonst unter gleichen Verhältnissen zeigen, weil die Laute der Stammsylben an diesen Stellen bereits zu sehr fixirt waren. So zeigt z. B Sanskr. praet. redupl. 2 p. pl. reine Vocale trotz der leichten Endungen, vermuthlich weil diese erst später durch Verstümmelung leicht wurden; daselbst zeigt dagegen 2 p. sing. verstärkte Vocale, weil der Singular durch seine leichten Endungen in den übrigen Personen an verstärkte Vocale in der Stammsylbe gewöhnt war, und weil vielleicht auch die Erweiterung des Suffixes dieser 2 p. durch euphonisches i erst spät eintrat und die alte bis dahin regelmäßige bestandene Gunirung nicht mehr aufheben konnte; im Ahd. ist an gleicher Stelle der Veränderung der ursprünglichen Endung eine, wiewol nach anderen, als den Sanskritischen, Lautgesetzen, entsprechende Laut-Aenderung der Stammsylbe gefolgt *). S. sogleich nachher. Für die Lösung mancher hierhin gehörigen Räthsel in der Japetischen, zumal der Sanskritischen, Conjugation erwarten wir mit Sehnsucht die Fortsetzung von Bopp's vergleichender Grammatik. Manches hierher Bezügliche s. auch unten bei der Flexion.

1) Rein phonetische Erscheinungen des Vocalwechsels sind Umlaut α) und Assimilation β), beide sowol bei den Vocalen, als bei den Consonanten wirkend und ihrer Natur nach nicht wesentlich verschieden γ). Assimilation vielmehr als Genus

---

*) Ansichten darüber s. bei Grimm Gr. I., S. 857, 1057 II., S. 82 vgl. Ziemann Gothischhochd. Wortl. §. 25, h. — Bopp Rec. üb. Grimm; ferner unten bei Gelegenheit des Cymrischen Präteritum ausgesprochene Fragen. —

α) Natürlich im engeren Sinne: die durch die Vocale der Endungen verursachte Aenderung der Wurzel-Vokale. Vgl. o. S. 72 ff. Anm. 3.

β) Ueber Assimilation s. Grimm Gr. I., S. 117, 304, 576.

γ) Pott a. a. O. S. 65 trennt Umlaut als Lautschwächung von Assimilation. Indessen bleiben sich die Motive beider

in manchen Fällen sogar damit zusammenfallen [1]). Doch bleiben die Motive beider und darum ihr Grundwesen verschieden; Guna u. s. w. wird durch der Endungen quantitative Schwere oder Leichte, Umlaut durch deren Vocalismus [1]) gewirkt; Umlaut zeigt sich in seinem historischen Verlaufe mehr als Lautschwächung [1]). Beide sind von dem

---

anzunehmen. Am Ausgedehntesten erscheint sie in der Laut-Correspondenz der Finnischen Sprachen und der Galischen. Doch gewinnt der Umlaut fast organische Würde, wo er durch das Bedürfniß entsteht, die in den ursprünglichen Suffix-Vocalen absterbenden Kennzeichen der Ableitung und der Flexion Anfangs zu unterstützen δ) und endlich ganz zu ersetzen. So kommt es, daß er heutzutage, besonders in den Germanischen und Keltischen Sprachen als gänzlich organisch gefühlt wird ε). Aehnliches werden wir unten bei mehreren Lautverstärkungen finden. — Umlaut sowol, als Assimilation werden bisweilen durch vorhergehende Vocale gewirkt ζ). Auf solche Weise wird in dem (überhaupt sehr merkwürdigen) Sardinischen Romanzo aus den Suffixen ant und int, anta und inti. Schwerlich ist dieß ein Rest des ältesten, im Lateinischen selbst nicht mehr sichtbaren vocalischen Auslautes — wobei in anta i durch a assimilirt wäre; sondern die Endungen a und i sind erst später durch schöpferische Assimilation gebildet. — Neben der Assimilation erscheint auch eine Dissimilation.

1) Umlaut erscheint häufig doppellautig und darum Guna ähnlich; wir müssen dann aber immer auf den Grundlaut und auf das

---

immerhin ähnlich; überdieß erscheint eines Theils Assimilation öfter als Lautschwächung, denn als Lautverstärkung; und andern Theils Umlaut häufig als Zuwachs, folglich Verstärkung ähnlich. V. vorhin S. 77 Anm. 2.

δ) Vgl. Grimm Gr. I., S. 339, 361 — 362 nebst Note auf S. 362. Ferner auch s. u. gegen das Ende dieser Abhandlung.

ε) Vgl. o. S. 53 Anm. 2.

ζ) Vgl. Bopp Gr. §. 42, 137 S. 186 **). §. 193. — Grimm Gr. I., S. 118 Anm. S. 870, womit auch eine entsprechende Erscheinung im dat. sing. des schwachen Neutrum 2. Declination zu vergleichen ist.

(bereits vorhin bei den Wurzeln erwähnten und unten noch etwas weiter zu verfolgenden) Ablaute verschieden. Wir

---

Motiv zurückgehen. So ist z. B. der Ahd. Umlaut iu etwas Anderes, als die gleichlautende Lautverstärkung in (Goth. und) Ahd. IX Conjugat. ind. praes. sing.; sowol als iu (iu? nach Grimm) im Präteritum der Ahd. III Conjugation η). Wir kommen später unten weiter auf diese Ahd. Präterital-Verstärkungen. — Ferner vgl. è nach o. S. 77 Anm. 2 Bopp ϑ) — wie auch anderswo in diesen Blättern angeführt — nimmt sogar die Möglichkeit an, daß Guna in manchen Fällen durch umlautende Rückwirkung eines a entstanden sei. — Wenn nicht Manches dort zu dem nächsten Falle gehört, gilt jener (des Zusammenfallens beider Erscheinungen) vorzüglich für die Galische Sprache. Scheiden müssen wir nämlich den Fall, wo Umlaut oder auch Ablaut wirklich gunirt wird. Letztes geschieht z. B. bei den Gothischen Ablauten i und u, die vor r und h eine, vielleicht modificirte ι) Gunirung erhalten. Diese Laute r und h wirken auch in andern Mundarten und Sprachen verstärkend zurück κ); r auch auf die Consonanten aspirirend, also verstärkend, namentlich in der Zendischen, Griechischen und, wie es scheint, auch den Keltischen Sprachen. Diese erst nach der Umlautung des a in i erfolgte Gunirung dieses i wäre bei mehreren Reduplicativ-Formen möglich, wie bei παιπάλλειν, λαῖλαπ, παιφάσσειν, μαιμάσσειν λ), wenn nicht aus andern Analogien

---

η) S. Graff Ahd. Spr. S. XXI, XXX. Grimm Gr. II., S 7 mit Anm.

ϑ) Recension über Grimm.

ι) Nämlich ai statt ái. Letztere Accentuirung dürfte vielleicht bei einigen Wörtern vorzuziehen sein. Vergleichungen Gothischer Wörter, in welchen diese Laute zusammenstehen, gibt Pott et. Forsch. S. 10, wo aus Sanskr. als Urvocal meistens ă — wozu auch r̥ = ar zu rechnen, erscheint; selten ĭ oder ŭ.

κ) Vgl. Grimm Gr. I., S. 240, 274, 329, 366, Bopp Vgl. Gr. S. 159; doch dagegen ib. S. 171, wo dem r verkürzende Kraft zugeschrieben wird. — Bopp Gr. crit. r. 97; auch 73 a, 76 a, wo das verwandte s dieselbe Wirkung äußert.

λ) Vgl. Pott a. a. O. S. 59.

erlauben uns hier die Bemerkung, daß wir den in der alten Germaniſchen Conjugation, heute noch in Volks-

---

ſich die Annahme wirklicher Verſtärkung, ohne Umlautung ergibt. Wohin iſt das ai der Goth. reduplicirten Formen zu ſtellen? Und wohin ai und ei in der Goth. Declination *μ*)? Ferner könnte denn auch die Umlauts-Gunirung für das nach o. S. 77 Anm. 2 in der Galiſchen und Zendiſchen Sprache erſcheinende ai aus a angenommen werden, da dieſes jedenfalls durch ein nachfolgendes i verurſacht wurde. Ueber ein nach *α*, *ε*, *o* (= *ᾰ*) antretendes i in der Griechiſchen Sprache ſ. Pott a. a. O. S. 18. Vielleicht, daß manche dort erwähnte Erſcheinungen auf die eben angegebene Weiſe zu deuten ſind; gewiß aber iſt dort das antretende i oft eine wirkliche Verſtärkung oder Gunirung zum Erſatze für verlorene Conſonanten (wie auch anderswo im Griechiſchen ohne dieß Motiv); das Selbe gilt für das Antreten des *υ* nach *o*. Die dieſer Erſcheinung materiell ähnliche in der Zendſprache, wo u nach a antritt, dürfte dagegen wieder als Gunirung des Umlautes gedeutet werden *ν*). — Dieſe Erſcheinung tritt nämlich ein, wo ein urſprüngliches a, ſogar auch â der Wurzel-Sylbe durch aſſimilirende oder umlautende Kraft eines folgenden u oder v zu au wird. Burnouf nimmt Dieß als wirkliches Antreten und ſtellt es mit dem vorhin S. 77 Anm. 2 erwähnten Antreten eines i zuſammen. Iſt die von Bopp a. a. O. gegebene Form turuna = tauruna aus taruna reell — die a. a. O. §. 44 von Bopp gegebene Form athurun = athaurun aus atharvan nimmt Burnouf a a. O. nicht an —; ſo iſt ſie ein Beweis mehr für unſere Hypotheſe. Auch dadurch nähert ſich dieſe Erſcheinung jener Gothiſchen, weil ſie nur vor dem, im Zendiſchen überhaupt rückwärts verſtärkenden (aſpirirenden) r Statt findet. Die Griechiſche Sprache geht noch einen Schritt weiter und bildet aus Sanskr. Zend. uru: *εὐρυ*, wenn wir nicht mit Benary *ξ*) dieſes aus einem früheren varu erklären wollen. Doch ſagt Burnouf a. a. O, daß der

---

μ) Vgl. Grimm Gr. I., S. 811, 25).

ν) Vgl. Bopp vgl. Gr. §. 46 und Burnouf's o. angeführte Recenſion darüber.

ξ) Ueber Burnouf observations in Berl. Jahrbb. 1834, Aug. Nr. 28.

dialekten, Statt findenden Vocalwechsel zwischen Singulare und Plurale des Präteritum nicht in die Reihe des organischen Ablautes stellen [1]), sondern als Erzeugniß des phonetischen Principes, verbunden mit dem der Deutlichkeit und Scheidung, betrachten mögen; sowie auch den ähnlichen

angegebene Proceß in der Zend-Sprache überhaupt seltner vorkomme. Wir bemerken schlüßlich noch, daß selbst der Sanskrit-Sprache die Assimilation durch u nicht fremd zu sein scheint; vgl. guru: gariyas, gariman und: gravis (gleichsam = garvis) o). Aehnlich dem i wirkt u bekanntlich Umlaut in der Zend-Sprache und in der Alt-Nordischen; auch wol stückweise in der Hoch-Deutschen π). Wie verhält es sich mit Litth. paukisztis (Vogel) vgl. Sanskr. paxin Goth. fugls? — Kaum bedarf es der Bemerkung, daß wir außer Umlauten auch noch mehrfache andere, mehr oder minder regelmäßig erfolgende, Lautschwächungen annehmen. Eine besondere Art von Lautschwächung, welche, wie die Verstärkungen, durch die Quantität der Endungen, nur im umgekehrten Verhältnisse, gewirkt wird, erscheint da, wo Wurzelsylben an sich so stark lauten, daß sie einer Verstärkung nicht leicht zugänglich sind. Sie bleiben deßhalb im ursprünglichen Zustande an Stellen, wo andre Sylben und Vocale verstärkt werden; wo dagegen diese andern in ursprünglicher, also relativ schwacher Form bleiben, werden jene geschwächt, besonders va in u ϱ). Im Grunde dasselbe Motiv der Lautschwächung waltet in den schwachen Casus besonders Sanskritischer und Zendischer Stämme; oder sollen wir dort in der Vertheilung der starken und schwachen Formen die Wirkung eines organischen Principes suchen?

1) Wir fanden diese Annahme einiger maßen bestätigt durch Grimm a. a. O. S. 1039 cf. S. 986. Vgl. übrigens Dessen originelle Vermuthung — a. a. O S. 1057 = II S. 82 —, daß jene Unterscheidung aus alter, mannigfacherer Tempus-Eintheilung entsprungen sein könne.

o) Vgl. Pott a. a. O. S. 53. Doch ebendas. S. 86 vgl. Goth. kauris, wo u ursprünglich scheint, so wie in mehreren dort gegebenen Vergleichungen.

π) Vgl. Grimm Gr. I. S. 726 und S. 680 — 681.

ϱ) Vgl. Bopp Gr. crit. r. 361. 455.

in den Numeri des reduplicirenden Präteritum und anderer Formen der Sanskr. Conjugation. Auffallend bleibt es dabei, daß die Wurzel-Laute und ihre Verstärkungen, einmal sogar Schwächung des a in u, nicht in gleicher Weise sich unter Singular und Plural vertheilen [1]). — Consequent vermehren sich in dem jüngeren Alt-Hochdeutschen und in den Romanischen Sprachen [2]) die vocalischen aus phonetischem Grunde entstandenen Unterschiede in der Conjugation noch stärker. Aber wir thun wol Recht, die Vocal-Unterschiede der Ahd Conjugation nicht ganz aus Einem Grunde herzuleiten. Die Verstärkungen und Schwächungen des Singular-Vocales des Präteritum in dessen Plurale, die den Gothischen entsprechen, correspondiren mit der Endung, theils mit deren Schwere, theils mit deren Vocale, wodurch sie in die Kategorie des Umlautes treten. Bei den übrigen Vocalwechseln haben zwar mitunter auch die Endungen gewirkt, zum Theile aber auch andre der Ahd. Sprache eigenthümliche Wollauts-Ansichten oder-Empfindungen. Einigermaßen mit ihnen vergleichen mögen wir Erscheinungen, wie τρέπω, ἔτραπον, τρόπος, sofern wir in ihnen, zum Theile nach Bopp [3]) weder Umlaut noch Ablaut, sondern eine durch das Deutlichkeitsprincip geleitete Wahl der Sprache zwischen mehreren Variationen des ursprünglichen a-Lautes finden. Eine ähnliche Zertheilung des alten Lautes und theilweise Bewahrung desselben, die weder Umlaut, noch Ablaut ist, zeigt auch die Ahd. Sprache [4]).

---

1) Vgl. Graff Ahd. Sprachschatz S. XX ff. und einiges Folgende in diesen Blättern. Ferner Bopp's Rec. über Grimm.

2) Vgl. u. A. Grimm Gr. I., S. 1066 — 7. Vielleicht gehört auch der Ablaut der im Verhältnisse zur Litthauischen Sprache jüngeren Lettischen hierhin. Vgl. Grimm a. a. O. S. 1057.

3) Rec. über Grimm's Grammatik.

4) S. Grimm Gr. I., S. 84 — 85.

Aus den Vocalen entwickeln ſich die Halbvocale und die Liquiden ſamt den reinen Spiranten [1]; nachher verdichten auch dieſe ſich wiederum zu Vocalen [2].

Nicht aus den Vocalen, aber nach ihnen, entſtehen die durch ſie getragenen Conſonanten, urſprünglich ohne die Scheidung in mediae und tenues und beider Aſpiraten. Theils ſcheint dieſe in früher Periode vor der Emancipation des phonetiſchen Principes aus logiſchem entſprungen, wie wir ſchon vorhin andeuteten; analog den früheren, vocaliſchen Laut-Verſtärkungen und-Schwächungen, die nach dem Obigen bereits bei der Wurzelbildung beginnen und die wir in ihren älteren Functionen keineswegs als bloß phonetiſch anſehn. Ferner ſahen wir dieſe Scheidung durch Dialekte vorgenommen, ohne Zweifel unter dem Einfluſſe der Oertlichkeit und des Klima's; wir zeigten vorhin, wie in dieſer Weiſe die Conſonanten-Nuancen ſich in Einer Schriftſprache zuſammenſtellten und durch mehr willkürliches Walten des Sprachgeiſtes analog dem erſten, ſo eben genannten, Scheidungsprincipe behandelt wurden. Drittens ſehen wir dann jenen Scheidungsproceß nicht ſowol durch den Raum, als durch die Zeit beſtimmt, wiewol nicht ohne Mitwirkung räumlicher Verhältniſſe. Hierhin gehört das durch Grimm begründete Lautverſchiebungsgeſetz; und wiederum, wie vorhin bei der erſten Weiſe der Scheidung ſtellen wir hier mit der Veränderung der Conſonanten die der Vocale zuſammen, ſofern ſie ſich beſonders in den radicalen Theilen der Wörter zeigt. Wir meinen damit nicht bloß deren Verſtärkung, ſondern auch deren

---

1) Wo dieſe nicht unter einander wechſeln, ſondern an die Stelle von Conſonanten getreten ſind, betrachten wir auch ſie als mehr conſonantiſcher Natur; ſo z. B. das m in der Zend-Wurzel mrû: Sanskr. brû als ein andres, denn in Zend. mĕrĕ: Sanskr. mṛ.

2) Vgl. o. S. 78 mit Anm. 1.

Schwächung, die sich namentlich in der Armenischen und den Slavischen Sprachen bis zum völligen Schwinden der Wurzelvocale steigert.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Entwickelung der Aspiration, welche eines Theils unter besonderer Einwirkung örtlicher Umstände steht, da sie sich vorzugsweise in bergigen Gegenden gestaltet; andern Theils einen besonders regelmäßigen Gang in den verschiedenen Zeitperioden zeigt. Zuerst stellt sich zur Tenuis oder Media der reine Hauchlaut [1]). Dann verschmelzen beide Laute zu einem, wobei aber zugleich mit dem Hauchlaute folgende Modification vorgeht. In seiner ursprünglichen Natur kann er nur mit den Gutturalen verschmelzen; bei Lippenlauten wird er zum Blasehauche; bei den Zahnlauten zum Zischhauche. Die erste Stufe zeigt sich am Deutlichsten in der Sanskrita-Sprache — wenn wir die Basken-Sprache nicht rechnen wollen, in der sogar dialektisch die Liquiden der Aspiration fähig sind —; die letzte in der jetzigen Griechischen Aussprache; und vielleicht beide Stufen in der Aussprache-Entwickelung der Semitischen Sprachen. Zu mehrerer Deutlichkeit geben wir den Gang der Aspiration im Einzelen:

Asp.	1. Stufe.	2. Stufe.	
k	kh	Gr. χ vor dunkeln Vocalen [2])	(Germ., Kelt., Semit. ꝛc. ch).

1) In der That aspirirt unsre heutige Süd- und Mittel-Deutsche Aussprache noch auf diese Art, freilich unorganisch. Man vergleiche namentlich deren Tenues mit den Nord-Deutschen.

2) Wir meinen hier überall die zwar nicht bloß Neu-Griechische, aber gewiß nicht ursprüngliche Aussprache von χ, ϑ, φ. Diese Zeichen selbst sind durch die auch anderen Schriftarten, z. B. der Zendischen, eigenen Aspirationsstriche aus den Zeichen der Tenues entstanden; und ohne Zweifel waren einst κχ, τϑ, πφ = kkh, tth, pph; noch mehr zeugt die älteste Schreibart *KH*, *TH*, *ΠH*.

Asp.	1. Stufe.	2. Stufe.
g	gh	— γ — (auch in Germ. Diall., in Armen., Türk. ꝛc.)
t	th	— ϑ — (th in Germ. Diall. in Semit., Oſſet. ꝛc.)
d	dh	— δ — (Engl. weiches th).
p	ph	— φ — (f) [1]).
b	bh	Ahd. v.

In der letzten Reihe zeigt die jetzige Griechiſche Ausſprache β = Lat. v, Norddeutſch w; und dieſe Bemerkung führt uns zu einer dritten Stufe oder Entfaltung der urſprünglichen Aſpiration:

Das gutturale χ wird im Griechiſchen vor, in Neu-Deutſchen Dialekten nach den hellen Lauten i, e und den mit i verſetzten Umlauten zu einem weicheren Laute, der dem Halbvocale y näher ſteht.

γ wird unter denſelben Verhältniſſen zum Halbvocale y (j), ein Verfahren, das beſonders in alten Germaniſchen Dialekten bisweilen umgekehrt erſcheint.

ϑ öffnet ſich zu ſcharfem s (Griech. σ) im Lakoniſchen Dialekte ꝛc.

δ — zu weichem s (Griech., Franz. z) in alten und neuen Griechiſchen Dialekten ꝛc.

[2]) In ähnlichem Verhältniſſe ſteht zu f das ſtark gehauchte v der Griechiſchen, Romaniſchen, Norddeutſchen Sprachen.

[2]) Zu Ahd. v dagegen das weiche, nur leiſe gehauchte

---

1) Siehe S. 86, Note 2.

2) Dieſes Verhältniß gilt mehr nur für die Laute an ſich, ſpecifiſch genommen; doch zeigt ſich in mehreren Dialekten ſchon eine organiſche (dieß Wort nicht im ſtrengſten Sinne genommen) Anwendung desſelben im Umlaute des f in w, wo es Inlaut wird. Natürlich gilt dann w nicht, wie urſprünglich, als reiner Spirant oder als Halbvocal.

w der Mittel- und Süd-Deutſchen, b der Spanier, mh der Galen ꝛc., das in dem Cymro-Britiſchen und Engliſchen w faſt gänzlich zum Vocale ſich rundet.

In einem eigenen Verhältniſſe zur Aſpiration ſtehen die Laute ts, dz = Ahd. (auch Mhd.) z, dh (S. Grimm Gr. I., S. 161). Sollen ſie als Uebergänge zu Griech. σ und Neu-Griech. (Franz.) z betrachtet werden? Im Hd. iſt es bei der Tenuis wirklich ſo, da z in- und aus-lautend vermuthlich erſt ſpäter zu ß = Gr. σ wird; bei der Media zeigt die Griechiſche Sprache dieſelbe Erſcheinung, da die alte Ausſprache des ζ — in welches früh und ſpät δ dialektiſch überging — vermuthlich = dz war und erſt ſpäter ganz zu z (weichem ς) erweichte.

Dieſe hiſtoriſche Entwickelung macht die ſonſt annehmbare Möglichkeit: daß dieſe Laute Hd. z und Alt-Griech. ζ den Uebergang von der hier rubricirten erſten Stufe der Aſpiration zur zweiten gebildet hätten — unſtatthaft, wenn ſie nicht andere hiſtoriſch Daten etwa wieder herſtellen. Sehr für dieſe Annahme ſpräche das Weſen jener Laute als Doppellaute, gleich wie der Aſpiraten auf erſter Stufe. Wir ſagten dann: eh' die völlige Verſchmelzung letzterer in der Dental-Reihe vor ſich ging, mußte der Spirant zum Ziſcher werden, der Anfangs denn noch getrennt ausgeſprochen wurde. In derſelben Weiſe müßte überhaupt die zweite Stufe der Aſpiration ſich aus der erſten entwickelt haben, wofür wiederum die Zeugniſſe fehlen; κχ, πφ könnte dieſe Uebergänge nicht ſein, da χ und φ, ſo gut wie ϑ in τϑ, ſchon völlig Aſpiraten der zweiten Stufe ſind.

Dieſe Doppellaute κχ, τϑ, πφ oder eigentlich Dreilaute bilden vielmehr eine beſondere Stufe entarteter und verſtärkter Aſpiration, die ſich, wie es ſcheint, nur bei den Tenues zeigt:

Gr. κ	: Gr. χ [1])	: Gr. $\kappa\chi$ [1]) Hd. Anlaut ck [2]) (Gal. Auslaut c = Gr. $\chi\kappa$ gehört wol nicht hierher).
— τ	: — ϑ [1])	: — $\tau\vartheta$ [1]) Hd. Anl. ţ [2]).
— π	: — φ [1])	: — $\pi\varphi$ [1]) Hd. Anl. pf [2])

Den dem Deutschen z (oft auch dem Ital. c vor hellen Vocalen) gleichen Laut des c vor hellen Vocalen und des t vor i + Vocal, der sich in der Lateinischen Sprache und ihren Töchtern [3]) entwickelte, und womit die häufige Neu-Griechische dialektische Aussprache des κ vor weichen Vocalen, sowie die Alt-Friesische Wandelung des kintz zusammenstimmt; vergleichen wir nicht mit jenem aus Aspiration entstandenen z, ob er schon in mehreren Sprachen, gleich diesem, zum scharfen s wird. Er gehört vielmehr in die sogleich zu erläuternde Kategorie der Mouillirung.

Eine besondere Art von Stetigkeit bewahrt die ursprüngliche reine Aspiration in mehreren Sprachen — wir nennen die Sanskritische, Armenische und besonders die Galische, wiewol gerade in dieser die Rechtschreibung noch die Etymologie festhält —, indem sie bleibt und selbständig wird, da der Hauptlaut abfällt; in äußerster Entartung fällt dann auch die Aspiration weg.

Eine im Gegensatze zur ursprünglichen Aspiration als Lautschwächung dastehende Erscheinung ist die Mouillirung der Consonanten, die Erweichung derselben durch den Zusatz eines dem Halbvocale y gleichen oder ähnlichen Lautes [4]) oder auch eines Zischers, vorzugsweise durch einen

---

1) S. S. 86 Note 2.
2) S. Grimm Gr. I., S. 430 — 1.
3) Vgl. Grimm Gr. I., S. 155 — 6.
4) Zu unterscheiden davon ist das Vortreten eines nicht mouillirten Consonanten vor einen durch Vortritt eines kurzen i gunirten Vocal.

folgenden hellen Vocal, beſonders i, begünſtigt; in beiden Fällen wandeln ſich die Gutturale häufig in Dentale, wie namentlich Sanskrita [1]), Magyariſche und Walachiſche (in manchen Dialekten) Sprache zeigen.

Durch dieſe Mouillirung entſteht aus urſprünglichen Gutturalen, bisweilen auch, wie vorhin ſchon bemerkt, aus Dentalen [2]), eine neue Lautreihe ſchon in antiken Sprachen, namentlich Sanskrita, Zend, Lettiſchen und Slaviſchen Sprachen: die der Palatale; und in den Slaviſchen Sprachen hat ſich zugleich durch Mouillirung mit dem y — Laute eine ſyſtematiſch durchgeführte Scheidung in harte und weiche Laute gebildet [3]). Ob ſich ſchon die Mouillirung in ſo antiken Sprachen zeigt; ſo müſſen wir ſie doch für ein Product verderbter Sprachperiode halten. Dieß zeigt ſowol ihre Beſchaffenheit an ſich, als ihre Ueberhandnahme in den neueren Sprachen: Indiſchen, Perſiſchen, Keltiſchen, Romaniſchen, Germaniſchen [4]), auch der Griechiſchen u. ſ. w. Die ſtärkſte Ausdehnung mag ſie in der Galiſchen und Walachiſchen Sprache gewonnen haben.

Die Lautverſchiebung **Gutturalis, Labialis, Dentalis**

---

1) Als mouillirter Guttural erſcheint durch die Vergleichung der verwandten Sprachen oft Sanskr. Griech. ꝛc. ×, ξ.

2) S. o. S. 75 *. Doch ſcheinen manche Dentale erſt aus mouillirten Gutturalen = Palatalen entſtanden, was übrigens wiederum ein Zeugniß für die nahe Verwandtſchaft der Dentale mit den Palatalen iſt. Z. B. Sanskr. dhṛ = adspergere; Atm. delabi iſt von den übrigen gleichlautenden Wurzeln zu ſcheiden und mit gṛ, ghṛ = adspergere, gṛ = deglutire (vgl. u. A. Litth. gérti = trinken, gérkle = Gurgel, gurgulio etc.) zuſammenzuſtellen. Der Uebergang von gh in dh iſt ſchwerlich unmittelbar erfolgt, ſondern durch eine Art von Mouillirung vorbereitet worden.

3) Doch vgl. Grimm Gr. II., S. 388 *.

4) Namentlich im Alt-Frieſiſchen, im Engliſchen und im Schwediſchen Zweige; vgl. auch die im größten Theile Deutſchlands jetzt gewöhnliche ziſchende Ausſprache des ſch.

wurde schon oben bei den Verhältnissen der Sprache zur Geschichte erwähnt.

Wir wenden uns nun noch einmal zu den Vocalen, um das vorhin Versäumte nachzuholen und bequemer daran zu knüpfen, was wir noch über Entstehung und Wachsthum der Wurzeln auszusprechen wünschen.

Länge der Vocale besteht Anfangs noch nicht im Gegensatze zur Kürze, sondern nur als gradlose, positive Quantität. Deren Negation oder Schwächung, die Kürze, tritt erst ein, als die Anfangs vocalisch auslautenden Wurzeln consonantisch auslauten. Auch das Vortreten von Consonanten wirkt auf Gewicht, Länge und Kürze der Vocale, doch weit minder, als deren Antreten; die aus diesem hervorgehenden Wirkungen mögen darum als die deutlichsten und gesetzmäßigsten hier vorzugsweise berücksichtigt werden. — Ein halber Rücktritt in die alte Quantität tritt bei stärkerem consonantischem Anwuchse durch die Position ein, wo der alte Vocallaut sich gegen die Ueberzahl der hinzugekommenen Consonanten behaupten muß; diese Länge ist also von der ursprünglichen des allein stehenden oder auslautenden Vocales zu scheiden. Eine im Verhältnisse zu der ursprünglichen unorganische oder künstliche Länge tritt noch später ein, wo

A. a. durch Ruf oder sonstigen Ausdruck der Rede der Accent bis zum völligen Verweilen des Tones auf einem Laute ruht; wie denn überhaupt der Accent endlich Vocal-Länge zu verursachen pflegt [1]),

b. wo eine auch durch Sinn veranlaßte Dehnung sich durch eine ganze Kategorie durch zeigt, wie bei den oben S. 68 berührten gedehnten Femininsuffixen. Künstlich nennen wir auch diese Dehnung, weil sie nach der Zeit der rein organischen Wirksamkeit, nach der Periode der Laut- und Wurzel-Schöpfung entstand.

1) S. Grimm Gr. I., S. 577.

B. Noch vielmehr künstlich [1]) und phonetisch ist die Dehnung, wo

a. ein Vocal neben einem andern seine Selbständigkeit verliert und mit diesem zu Einem zusammenschmilzt, entweder mit dem gleichen zu einem langen einfachen (a, i, u: â, î, û); oder mit einem ungleichen zu einem Diphthongen (a + i = è u. s. w. vgl. o. über Guna und Vriddhi) [2]); oder

b. wo, was im Grunde dieselbe Erscheinung ist, nach einem Vocale ein Consonant ausfällt, da dieser seiner Natur nach nicht, wie der Vocal, mit dem Vocale zusammenschmelzen kann und zum Ersatze nun der Vocal gedehnt wird.

Wir leugnen also bereits für die älteste Wurzelbidung diese Apokope nicht; sie konnte aber doch erst Statt finden, wo die aller älteste, einfachste Wurzel schon einen Zusatz erhalten hatte, der nun wieder abfallen konnte; und bei Weitem in den meisten Fällen, wo eine lang-vocalisch auslautende Wurzel neben einer gleich oder ähnlich bedeutenden steht, die nur durch die Kürze des Vocales und durch hinzutretenden consonantischen Auslaut sich von ihr unterscheidet, müssen wir jene als die ursprüngliche ansehn.

Hier nun finden wir Raum, die o. S. 71 angezettelte Hypothese über den äußeren Entwickelungsgang der Wurzeln etwas weiter auszuführen:

I. Aelteste Wurzelkeime in einfachen Vocalen, Gefühle bezeichnend, die sich noch nicht zu Begriffen entwickelt haben. Vgl. o. S. 72 Anm. 3.

II. Ein Consonant tritt vor oder nach, und das allzu unbegrenzte vocalische Element erhält seine erste Begren-

---

1) D. h. im Verhältnisse zu A, nicht aber zu der phonetischen Willkür späterer Perioden.

2) Zwar haben wir hier nicht zunächst diese Verstärkungen im Auge; aber als ursprüngliche Zusammensetzungen gehören sie auch hieher.

zung; über das wogende Gefühl erheben die bestimmten Gedanken (Vorstellungen, Begriffe) ihre Felsenstirnen; und da diese durch die Consonanten abgebildet werden [1]), beginnen erst mit und in diesen die eigentlichen Sprachwurzeln. Doch reicht bei einigen Wurzeln der ursprüngliche einfache Vocal hin und bleibt, wie bei i.

Schon hier beginnt die vorhin genannte Modification der Quantität, worüber nachher bei IV noch etwas mehr. Zugleich müssen wir bemerken: daß wir zwar hier nur Anwuchs durch einfache Consonanten annehmen und die Verbindung verschiedener durch Verschmelzung verschiedener Wurzeln erklären; daß wir darum aber doch geneigt sind, manche anatomischer Zerlegung höchst fähige Consonanten zu jenen einfachen zu zählen, da sie eine zu entschiedene einfache Bedeutung behaupten, wie z. B. der Laut st mit jedem Vocale (= allgemeinster, einfachster Urwurzel) verbunden Bewegungslosigkeit oder lieber Festigkeit, Bestimmtheit bezeichnet.

III. Zusammenstellung der Wurzeln, um Modification und Zusammensetzung der Begriffe zu bezeichnen. Bei dieser Zusammenstellung steht die Wurzel für den Hauptbegriff entweder vornen oder hinten; Letzteres findet vorzugsweise Statt, wo die sogenanten Pronominal-Wurzeln oder -Stämme, also auch Präpositionen [2]) vortreten, wiewol Dieß zuweilen auch hinten geschieht, wie denn in der unter IV. erscheinenden Verschmelzung und Abkürzung Wurzeln passiven und reflexiven Sinnes durch Antritt des Pronomens 3. Person (nach Abendländischer Zählung) entstehen.

Wir scheiden

1. Wiederholung einer Wurzel, um ihren Begriff nur zu verstärken — wie noch heute in vielen Sprachen durch

1) Vgl. o. S. 72 Anm. 3.

2) Ueber das Verschmelzen von Präpositionen mit Verbalwurzeln vgl. Pott a. a. O. S. 159 ff.

Wiederholung von Wörtern (oder Zusammensetzung mit sich selbst) Begriffsverstärkung ausgedrückt wird [1]). Ohne Zweifel wollte die Sprache eine verschiedenartige Verstärkung bezeichnen, je nachdem das Original und mit ihm der Accent vornen oder hinten stand.

a. Wiederholung einer einfachen vocalischen Wurzel.

b. Wiederholung einer aus Consonanten und Vocalen bestehenden Wurzel.

2. Zusammenstellung zweier, auch mehrerer verschiedenen Wurzeln.

3. Hierhin stellen müssen wir auch den Fall, wo nur ein Theil der Wurzel, Vocal oder Consonant, wiederholt = verstärkt wurde; vgl. o. S. 74 *. Die Vocal-Verstärkung kann auch in Gunirung u. dgl. bestehn — vgl. o. S. 73—74; und vielleicht lassen sich auch dieser entsprechende consonantische Verstärkungen nachweisen.

IV. Zusammenschmelzung der vorher zusammengestellten Wurzeln.

Bei III. 1. a und 3. entsteht nun jene aus Vocal-Verdoppelung hervorgehende Verlängerung; oder auch, nach Umständen (s. vorhin III. 3.) Diphthongescenz.

Bei III. 1. b und 2. verlieren meistens die vor- und an-getretenen Wurzeln ihre Träger (Vocale) und schmelzen mit den Hauptwurzeln zusammen, deren Vocal bei Anwuchse Eines Consonanten kurz, bei Anwuchse mehrerer positionslang wird. Wie schon oben bemerkt, hat auch Beschaffenheit und Zahl der vorgetretenen Consonanten Einfluß auf das Gewicht des gebliebenen Hauptwurzel-Vocales.

Bei III. 1. b unterscheidet sich die Zusammensetzung

---

1) Vgl. Pott a. a. S. 58 — 60, wo überhaupt wichtige Belege für die Bedeutung der Reduplication gegeben sind. Ueber Wörter-Gemination vgl. auch Grimm Gr. II., S. 405, 665 III. S. 648 mit Anm.

der Wurzel hinten mit sich selbst dadurch von der eigentlichen Reduplication, daß die hinten wiederholte Wurzel auch dort abgekürzt werden muß, da Hauptsinn und Accent auf dem ersten Exemplare ruht [1]). Vgl. z. B. die Wurzel lal (λαλ) aus la + la verkürzt, zu vorliegender Kategorie gehörig; dagegen Verkürzung aus ursprünglicher Reduplication in memor statt mermor oder mar + mar [2]); mnâ vermuthlich aus mâ [3]) + mâ erst in mamâ, dann in m'mâ und wegen dessen Unaussprechbarkeit endlich in mnâ verkürzt.

Ebenso behält bei III. 2. die Hauptwurzel, stehe sie nun vornen oder hinten, ihre Träger.

V. Manche Consonantenauslaute, auf die angegebene Weise aus angetretenen, verschliffenen Wurzeln entstanden, fallen wieder ab; wol nicht aus logischem Motive, so daß der Sinn auch wieder eine Schwächung oder Begrenzung

---

1) Ueber eine besondere Gestaltung der Reduplication in einzelen Formen s. Bopp Gr. crit. r. 426 und dazu Pott etym. Forschungen S. 19.

2) Vgl. Bopp vgl. Gr. §. 182. Uebrigens halten wir in dieser aus mâ erwachsenen Wurzel den Sanskritischen Vorschlag s (smar, smar) für unorganisch, so wie z. B. in snâ — wo die verwandten Sprachen meist nur n als Anlaut haben, wie auch Sanskr. naü selbst; vgl. auch σμικρὸς u. dgl. Wir halten dieses so häufig, besonders vor Liquiden (s. nachher VI) erscheinende s selbst da für unorganisch, wo die Japetischen Sprachen es zur guten Hälfte zeigen, wie z. B. in dem Schnee bedeutenden Stamme, der vermuthlich nebst dem Griech. νίπτω von jener oben genannten Wurzel abzuleiten ist. Die Galische Sprache hat überdas den Zischlaut in dem Verbum snamh = schwimmen; so auch die Zendische in çnâdh = Sanskr. snâ. Die zu diesem Stamme gehörenden Verwandten sind zu zahlreich, um hier weiter genannt werden zu können.

3) Das Dehnzeichen soll hier nicht die durch Apokope entstandene Länge bezeichnen, sondern die nach der obigen Theorie ursprüngliche, positive Quantität im Gegensatze zu der späteren Verkürzung bei Antritte von Consonanten.

erhielte, da ja schon bei dem chronologisch letzteren Processe IV das phonetische Princip waltet; zum Theile vielleicht, wie oben im ähnlichen Falle, erhielten sich weichliche Provincial-Aussprachen auch in der Schriftsprache bei einzelen Wurzeln.

VI. Nur phonetisch ist eine früh beginnende Erweiterung von Wurzeln und Stämmen durch Ansetzung eines Dentales [1]) bisweilen auch eines Gutturales; ebenso durch Vorsetzung eines Zischers, besonders vor Liquiden und Halbvocalen [2]); wol auch eines Gutturales [2]) u. s. w.; auch durch Nachsetzung eines Vocales [3]), vocalische Einschiebungen [4]) u. dgl.

---

1) Vgl. Bopp, vgl. Gr. §. 111 ib. S. 148.

2) S. vorhin S. 95 Anm. 2; so wie S. 78 mit Anm. 1. Doch s. dagegen Grimm Gr. II., S. 406, 701 über den möglichen Ursprung der vorschlagenden Zischer aus Präpositionen; eine Erklärung, die gewiß bei vielen verwandten, nur durch die Anlaute geschiedenen, Wurzeln anzuwenden ist, vgl. Grimm a. a. O. S. 403 * 700 ff. Manchmal zeigt die Vergleichung der Sprachen, daß statt des Zusatzes in den einen Formen vielmehr Aphärese in den andern anzunehmen sei, wie z. B. in Lat. amare, amor, welches durch das (unsres Wissens nicht in den Wörterbüchern gefundene) Walach.*) chamor' = Liebe mit Sanskr. kam vermittelt wird. Wo ein Wort durch frühzeitig allgemeinen und häufigen Gebrauch Bequemlichkeit halber sehr früh Aphärese erlitt, konnte diese sich auch durch die ganze Sprachfamilie durchziehen und nur durch mannigfaltige Vergleichungen noch als solche erschlossen werden, wie z. B. bei naman, nomen etc. die Aphärese des Gutturalen (oder palatalen) Anlautes.

3) S. Bopp vgl. Gr. §. 126.

4) Vgl. Grimm Gr. I., S. 141.

---

*) Die auffallenden Berührungen dieses Romanzo's mit nicht-Romanischen Japetiden (der Slavischen, Griechischen, Germanischen, Albanischen zu geschweigen) fordern zu Forschungen auf. Wie kommen z. B. die Formen: suta = Sanskr. çata (da in Sanskr. ç und s öfters wechseln, ist auch s der übrigen Sprachen mit ç vergleichbar) =

Nach Sinne und Körper die einfachſten und älteſten ſind die von Bopp [1]) mit der Bezeichnung pronominal geſtempelten Wurzeln, welche urſprünglich die Objectivität an ſich und, ſeit die Gegenſtände und Zuſtände beſondere Namen erhielten, die Verhältniſſe derſelben zum Subjecte und unter einander bezeichnen; und aus welchen die erſten und einfachſten Pronomina, Zahlwörter und Partikeln in engerem Sinne (Präpoſitionen und Conjunctionen) entſtehen, urſprünglich die räumlichen Verhältniſſe bezeichnend und noch nicht in die genannten Kategorien geſchieden. Höhere und darum jüngere Abſtraction, als die des Raumes, iſt die der Zeit und weiter die der übrigen Verhältniſſe. Jede Stufe entlehnt ihre, alſo gleichſam bildlichen, Bezeichnungen von ihrer Vorgängerinn; und nur die erſte, die des Raumes, hat Original-Bezeichnungen.

Die Pronomina oder Deutewörter [2]) ſind zum größten Theile aus den Pronominalwurzeln entſtanden, und erſt ſpäter haben ſich einige aus Nennwörtern gebildet. Aus der demonſtrativen Bedeutung entwickeln ſich die übrigen [3]), da die Objectivität früher zum Bewußtſeine kam, als die Subjectivität; oder richtiger, weil in Bewußt-

1) Vgl. u. A. Deſſen vgl. Gr. §. 105.

2) Vgl. Schmitthenner Urſprachlehre S. 123.
Dieſer Name drückt am Tiefſten das Grundweſen dieſer Wörterclaſſe aus.

3) Auch die der Interrogative und Relative, deren Stämme aber eben ſo wenig, als die der perſönlichen Deutewörter mit den ſonſtigen Pronominalſtämmen auf Eine Wurzel dem Stoffe nach zurückzuführen ſind. Vgl. Benfey's Rec. über Schmidtii commentatio in Seebode's v. Jahrbb. III., 8, 4. Grimm Gr. III., S. 1, 2*. 195.

χιλιάς. skántu = Heilig, der Litth. und Zend. Form entſprechend. locu noch in der Sanskr. Bedeutung = Welt — u. dgl. — in die Sprache?

ſeine und Erkenntniß und in deren Ausſprechen durch das Wort Alles als Object betrachtet wird, alſo ſelbſt die Subjectivität, welche als ſolche nur gefühlt werden kann. Noch jetzt drücken ja die Kinder alle Perſonen durch die dritte, meiſt in einem Namen dargeſtellt, aus. So gilt auch im hiſtoriſchen Beſtande der Sprache das nachmalige Deutewort der dritten Perſon urſprünglich für alle; vgl. die ſelbſtändigen Pronominalſtämme sva, sawo, ἑο ꝛc., ſo wie das Anfügen dieſes Pronomens, um Infinitive, Reciproca und Paſſiva zu bilden, theils ſehr früh geſchehen, wie im Litthauiſchen, Slaviſchen und Lateiniſchen [1]); theils etwas ſpäter, wie in den Skandinaviſchen Sprachen; theils in neueſter Zeit ſich wiederholend, wie z. B. in Deutſcher Volksſprache „wir haben ſich...“ u. dgl.; die Griechiſche Volksſprache braucht ἑαυτοῦ für die drei Perſonen, nur durch Zuſatz von μου, σου, του, näher beſtimmt, wie auf die alten ἐμαυτοῦ ꝛc. ſelbſt auf gleiche Weiſe entſtanden.

Allmälig begrenzte ſich die Demonſtration und bedurfte immer ſtärkerer Bezeichnung. Reine Demonſtrative traten an das Nennwort an, die ſpäter abgeſchliffenen Caſusſuffixe, und bezeichneten die Objectivität; während früheſt vermuthlich auch dieſe genauere Beſtimmung nicht nöthig war, da es ſich von ſelbſt verſtand, daß jedes Ding zu dem auffaſſenden und redenden Menſchen als Object zum Subjecte ſich verhält. Später ſchwächte ſich die Kraft des Pronominal-Suffixes, und es bedurfte der Stütze durch vor- oder nach-geſetzten [2]) Artikel, ein ſelbſt flectirtes Pro-

1) Vgl. Pott a. a. O. S. 133 ff.

2) In der Shkipitar (Albaneſen)-Sprache erſcheint ſogar Beides zugleich ſo auffallend, daß wir kein zufälliges Zuſammentreffen der Pronominalſtämme des Artikels und der Suffixe vermuthen können, um ſo weniger, da oft zwiſchen den Stamm und den ſuffigirten Artikel ältere eigentliche Flexionsſuffixe treten. Vergleiche dazu die dreifache Demonſtration in der Deutſchen 2 p. sing. durch altes Suffix, vorgeſetztes Deutewort und Enkliſis

nomen; entsprechend, aber noch später erst nöthig geworden, ist die Vorsetzung der Personal-Deutewörter vor das Zeitwort. In verschiedenen Perioden erlosch die Bedeutung der Suffixe völlig; und entweder

A. Blieben sie als todte Körper und galten als zum Wortstamme gehörig; eine schon da eintretende Erscheinung, wo die Periode der Flexion noch nicht aufgehört hat, sondern wo diese noch solche Kraft besitzt, daß sie an das abgestorbene Suffix ein andres, lebendes hängt [1]); was übrigens nicht gerade jedesmal geschieht:

Als einige Beispiele statt vieler geben wir außer den so eben citirten an: Germ. hal — s, vel — i — s, sal — t, hol — z, vielleicht auch in Goth. veih — s [2]) vaúrt — s, vgl. Acc. vaúrts Dat. — vaúrtsa (wenn nicht Schreibfehler angenommen werden) [2]); die Feminin-Flexion der Sanskritischen Deutewörter und Zeitwörter [3]) und der Germanischen Deutewörter und Adjective [4]) die Enklisis des Pron. 2 Pf. im Germ. Suffixe der 2 p. sing. st [5]), vielleicht auch in Lat. 2 p. sing. perf. sti [6]); den Neu-Griech.

---

desselben, oder durch Suffix und doppelte Enklisis *) s. u. Ferner das im Litthauischen nöthig gewordene Vorsetzen des wirklichen Zahlwortes vor den Dual.

1) Dasselbe gilt auch von den Ableitungssuffixen s. o. S. 31 **, wo mehrere hierher gehörige Beispiele gegeben wurden. Ebendas. und S. 70 * s. über organischen Pleonasmus.

2) Vgl. Grimm Gr. I., S. 197, 825 — 6.

3) Vgl. Bopp Gr. r. 266, 301 d.

4) Vgl. Bopp Rec. über Grimm's Grammatik in Berl. Jahrbb. 1827. Weitere Ansichten aber in Dess. vgl. Gr. §. 172 ff.

5) Ausgenommen 2 p. sing. des starken Präteritum vgl. Grimm a. a. O. S. 1044. Wichtige Bemerkungen über Enklisis s. ebendas. S. 1052 — 3.

6) Doch dürfte sich dort die Sache wahrscheinlich anders verhalten.

---

*) S. Grimm a. a. O. S. 1053, wo auch Beispiele von andern Personen.

Aoriſt des Paſſives; die Declination der Zigeuniſchen Sprache, in welcher wir, weitere Darſtellung auf andre Zeit verſchiebend, den gen. sing. masc. hervorheben, welcher nicht weniger, als drei Suffixe zeigt, von denen nur das letzte noch lebt. Z. B. manushéskĕro = des Menſchen, gayéskĕro = des Mannes; das erſte Suffix iſt das des Nominatives, es und as, welches im wirklichen Nominative entweder abfällt, wie in manúsh, oder gleich als ſchon in Prâkrit, Pali und Zend, zu O wird, wie in

---

Nicht bloß die 2 p. pl. entſpricht dieſer 2 p. sing., ſondern auch die 3 p. pl. gemeinſchaftlich mit jenen beiden läßt vermuthen, daß in ihnen außer der Wurzel bhu, welche in allen Perſonen dieſer Zeitform thätig iſt, auch noch die Wurzel as wirkt. Beſtätigt wird dieſe Vermuthung durch das zweite Präteritum der Alt-Cymriſchen Sprache, in welchem die offenbar ſuffigirte Wurzel as in der 2 p. sing. t aus it (ſ. bald u. Anm. über t als Suffix 2 p. sing.) ſuffigirt, dadurch as in ais umlautet und ſo eine der Lateiniſchen ſehr ähnliche Form bildet; überdas iſt auch dort die Conjugation dieſer Zeitform gemiſcht, da die 3 p. sing. as nicht ſuffigirt. Als Beiſpiel geben wir (Stamm car = lieben) S. 1 cer — ais (e Umlaut durch ai; ai durch verlorenes Suffix i oder in aus im) 2 cer — ais — t (t ſonſt überall it) 3. car — oth. Pl. 1. car — as — om 2. car — as — och 3. car — as — ant. Wir fügen hier einige Bemerkungen oder Fragen über das Germaniſche praet. ind. 2 p. sing. an. Soll das Goth., Skand. und Ahd. AS., Aglſ. (noch in den Verben der 2. Grimmſchen Anomalie) Suffix t, wie vermuthlich im Cymriſchen, urſprünglich it geweſen ſein? Der Mangel des Umlautes im Ahd. ſpricht nicht dagegen, da ſchon im Gothiſchen, alſo vor der Umlauts-Periode, die Synkope erfolgt wäre (vgl. auch unten eine Anmerkung über pranta); wol aber dafür das Suffix i in Ahd., AS., Aglſ., das, aus vor-Gothiſchen it muthmaßlich entſprungen, denſelben Vocalismus veranlaßte, den der plur. praet. ind. (darum auch das praet. conj.) zeigt. Für t aus it iſt auch das Sanskr. Binde-i an derſelben Stelle zu vergleichen. S. o. S. 78, Anm. 2 mit 79*. Unſre Vermuthung finden wir durch die gleiche, wiewol auf andrem Wege gewonnene, Bopp's in ſeiner Rec. über Grimm beſtätigt.

gâyo; daß es in Genitive und den übrigen Beugefällen nicht bloß euphonische Einschiebung ist, zeigt dessen Mangel in der weiblichen Declination mit Ausnahme Eines Falles; dessen Geltung als Suffix im Accusative des Masculines, z. B. manushas, der nach einer falschen, öfters erscheinenden Analogie dem ursprünglichen Nominative gleich gebildet wurde, was auch bei gayo, Nom. und Acc. sing., Statt findet, während der suffixlose weibliche Acc. sing. ebenfalls dem Nominative gleich ist; ferner das im Plurale dieselbe Function einnehmende Suffix en. — Das zweite Suffix von gayeskĕro u. dgl. ist kĕ statt ka, auch in andern Hindostanischen Dialekten und im Aethiopischen als Genitiv-Suffix erscheinend; ro endlich ist das Persische ra. — Ueber das Doppelsuffix der Plurale s. u.

B. Das genannte Suffix ka führt uns auf eine andre Frage. Es erscheint in jüngerer Sprachbildung, ist aber allerdings organisch genommen, wie namentlich die Verwendung dieses einen Pronominalstammes für das Frage- und demnächst auch oft das Relativ-Pronomen (welches sonst in der Sanskrita-Sprache und in anderen, selbst der Finnischen, eine aus dem Gebrauche zu deutende Erweichung des anlautenden k in y zeigt) und für das verwandte Verhältniß des Genitives [1]) bezeugt. Ist nun dieß Suffix uranfänglich in einigen Zweigen der Japetischen Sprache statt des sonst gewöhnlichen Stammes sa für den Genitiv verwandt worden? Der Gebrauch verschiedener Suffixe für Eine Form erscheint bei umfassenderer Vergleichung der Japetischen Sprache mehrmals als ursprünglich. Oder sollen wir eine Stufe der zweiten (Flexions-) Periode annehmen, wo erloschene Suffixe gänzlich abfielen und durch neue lebende ersetzt wurden? Der Proceß wäre nicht viel verschieden von dem unter A, wo neue an die

1) Der Relativ-Stamm ya findet sich ja auch in anderen Genitiv-Suffixen. S. Bopp vgl. Gr. §. 194.

abgestorbenen gehängt wurden. Dafür spricht ferner das Auftreten jenes Suffixes und einiger anderen in relativ jüngeren und entarteten Sprachen. Vielleicht ließe sich sogar ein innerer Grund für die Jugend dieses Verfahrens aus dem Wesen der fraglichen Suffixe entnehmen.

C. Oder denn endlich fielen die todten Suffixe gänzlich ab, wie vom Nennworte, so vom Artikel. In synthetischer Periode wurde fortwährend das Bedürfniß gefühlt, das (Casus-) Verhältniß am Worte selbst zu bezeichnen; und darum klang das abgefallene Suffix noch in Umlaute oder auch in Lautverstärkung nach [1]). Zu scheiden ist der Fall, wo in noch lebendigerer Zeit das Suffix mit dem Auslaute des Stammes lebendigen Leibes zusammenschmolz. — In späterer Periode tritt analytische Bezeichnung der Verhältnisse durch Verhältniß-Partikeln ein.

Sogar die unbestimmteste Demonstration bedarf nun der Bezeichnung durch den dem Stoffe nach von dem ersten Zahlworte entliehenen unbestimmten Artikel, der z. B. in mehreren Romanischen [2]) Sprachen selbst im Plurale gebraucht wird [3]). In der Wal. Sprache verliert sogar der bisher gebräuchliche bestimmte Artikel oft seine Kraft und

---

1) Unter vielem Anderem vgl. Bopp vgl. Gr. §. 172 Anm. S. auch weiter unten.

2) Vgl. Raynouard Gr. comp. p. 197. Auffallend ist das wieder Verschwinden dieses Plurales im Französischen. Auch die a. a. O. nicht verglichene Walachische Sprache besitzt ihn noch heute.

3) Der Anfang dazu liegt schon in dem Lateinischen una castra u. dgl., nur daß im Substantive der Plural als Singular gefühlt und vielleicht das Zahlwort in mechanischer Weise darnach gestaltet wurde; ähnlich als in dem Rhäto-Romanischen (in der Schweiz) vor die alten Neutralreste im Plurale Artikel und Adjectiv mit gleicher Endung (a) gestellt wird ohne eigentliches inneres Leben. Diese todte Form bildet den Uebergang zu der Italienischen Construction jener Reste mit weiblichem Artikel und Adjective; hier wählte die Sprache, des Lebens bedürftig, statt des verloschenen ein neues.

muß durch ein doppelt demonſtrirendes Deutewort — quel aus hic ille — erſetzt werden, obſchon gerade dieſe Sprache vor ihren Romaniſchen Schweſtern noch einige Reſte alter Declination voraus hat.

Analog dieſen Erſcheinungen gewinnt denn auch jenes dreiperſönliche Pronomen begrenztere Bedeutung und wird ausſchließlich für die das größte Gebiet umfaſſende Perſon, die dritte, gebraucht. Sie bedarf als die unbeſtimmteſte am Wenigſten ſcharfe pronominale Bezeichnung [1]; und darum fällt auch dieſe bei den Zeitwörtern (wo ſie in der Japetiſchen Familie durch die Pronominalwurzel t.. oder deren Umwandlung in s gegeben wird) im Laufe der Zeit leicht ab. Doch iſt dieſe Deutung zweifelhaft, denn in noch höherem Grade hat dieß Schickſal das Suffix der erſten Perſon; und am Steteſten iſt das der zweiten, die ſogar in der Deutſchen Sprache durch die vorhin erwähnte Enkliſis einen Erſatz für das verlorene Leben des alten Suffixes erhält.

Was das Verhältniß der in den Deutewörtern entwickelten Pronominalwurzeln zu denen in den Flexionsſuffixen betrifft; ſo glauben wir keine dieſer Wörterklaſſen aus der andern ableiten zu dürfen, ſondern beide gemeinſchaftlich aus den Pronominalwurzeln. Weder wurden die Deutewörter zu den Suffixen verwendet, noch entſtanden jene aus den losgetrennten Suffixen. Es ſind ſogar nicht immer dieſelben Wurzeln zu gleichen Zwecken bei beiden Theilen verwendet, wie namentlich das Suffix der zweiten Perſon des Singulars zeigt, deſſen Conſonant meiſt s [2] iſt, während das Deutewort der zweiten Perſon t hat [2].

---

1) Vgl. auch u A. Sanskr. futurum I 3 ps.

2) Σύ iſt aus τύ entſtanden, wie öfters in der Griechiſchen Sprache σ aus τ. — Freilich erſcheint auch in der Conjugation bisweilen t in der 2 p. sing. Vgl. Grimm Gr. I., S. 1043 — 4. Ueber den möglichen Urſprung dieſes t vgl. aber auch ebendaſ.

Von den Zahlwörtern sind nur die beiden ersten aus Pronominalwurzeln entstanden. Die beiden ersten Cardinalien correspondiren mit den Deutewörtern der beiden ersten Personen, nach ihrer ursprünglichen Bedeutung, in den Japetischen Sprachen auch größtentheils nach dem Stoffe. Nach dem für diese Abhandlung angenommenen Grundsatze, der Kürze wegen nur Resultate oder vielmehr deren Andeutungen zu geben, müssen wir Auseinandersetzung und Belege dieser Behauptung, wie der übrigen folgenden anderem Orte vorbehalten; nur bemerken wir, daß die besonders bei Deuteworte und Zahlworte der zweiten Person bemerkbare Stufenverschiedenheit des Anlautes durch das Alter der Trennung entstanden sein muß. Vielleicht liegt hier noch ein wichtiger Fingerzeig für die älteste Stufe der Lautreihe (Lautverschiebung) verborgen. — Auch die beiden Ordinalien sind öfters aus Pronominalwurzeln gewählt. Die übrigen Zahlwörter sind ohne Zweifel sämtlich aus Wurzeln und Wortstämmen abgeleitet, deren Sinn auf eine meistens noch mit vieler Wahrscheinlichkeit zu verfolgende Weise mit den einzelen Zahlwörtern verknüpft ist.

Die in den Partikeln in engerem Sinne lebenden Pronominalwurzeln sind dadurch schwerer zu abstrahiren, daß die ursprüngliche Flexion erstarrt und außer das Bewußtsein getreten ist.

Die wichtigste Function übernehmen die Pronominal-

S. 1044 — 5 über die 3 p. sing. und die Suffix-Confusion im Plurale der alten Sächsischen, Angel-Sächsischen und Friesischen Mundarten. Auch die Keltischen Sprachen, besonders die Cymrische, zeigen t (dd, z, dh) oder vielmehr it als Suffix 2 p. sing., womit wir vorhin die 2 p. sing. des Lateinischen Perfectum verglichen. — Ueberhaupt mag manche Ungleichheit der Suffixe und der Pronominalstämme in der Länge der Zeit unorganisch entstanden sein.

wurzeln nach dem Obigen in der Flexion [1]), indem sie mit ihren eignen, dann auch mit den verbalen und nominalen Wortstämmen zu einem Ganzen verschmelzen [2]) auf eine Weise, die wir schon ähnlich bei der Entstehung der zusammengesetzten Wurzeln fanden.

Flexion im engeren Sinne bezeichnet nur die räumlichen Verhältnisse, darum bei dem Zeitworte nur die persönlichen; allerdings aber fixiren sich auch bei den einzelen Formen der Conjugation besondere Arten der Bezeichnung für persönliche Unterschiede, wobei auch keineswegs der bloße Zufall, sondern das Wollautsgesetz waltet, indem die durch die Bezeichnung der Zeitverhältnisse, welche wir auch Flexion im weiteren Sinne nennen, entstandene Veränderung: Erweiterung u. dgl. der Wurzelsylben auf die relative Schwere der Suffixe wirkt (wie auch umgekehrt). Wenn auch nicht immer solch phonetisches Motiv wirkt, so veranlaßt doch schon das Streben des Sprachgeistes nach Deutlichkeit und Sonderung der Formen jene Fixirung; und selbst, wo wir nicht im Stande sind, die getroffene Wahl und Vertheilung der Suffixe zu erklären, würden wir die innere Freiheit und Wahlkraft des alten, schaffenden Sprachgeistes beeinträchtigen, wenn wir an ihrer Stelle blinde Willkür und unmotivirten Zufall vermuthen wollten.

Auf ähnliche Weise verhält es sich mit der Vertheilung

1) Die übrigen hierher gehörigen, etwas disjecta, membra, unter ihnen auch die Erwähnung der Ableitung sind im Vorigen zu suchen.

2) Reste vocalischen Auslautes finden sich noch an vielen Orten, wie im Sanskrite, besonders im Veda-Dialekte, in der Zend-, der Griechischen-, der Litthauischen-, der Gothischen Sprache u. a. Oder sollen wir den Auslaut der Goth. Suffixe ma, va, ta, na, da u. dgl. nur als phonetisches Erzeugniß betrachten — etwa wie o. S. 79 Anm. 1 die Sardischen Auslaute —? Vgl. bes. allisnanda st. allisnand Joh. VI., 13 cf. Grimm Gr. I., S. 856. Vgl. auch die Ossetische Conjugation.

der Suffixe in den verſchiedenen Numeri; wir ſind wenigſtens nicht geneigt, eine urſprüngliche organiſche Beſtimmung der Pronominalwurzeln = Suffixe zur Bezeichnung der unbeſtimmten Vielheit = des Plurales anzunehmen. Wol aber erhält die erſte [1]) Vielheit-Beſtimmung, die des Duales, organiſch als Suffix [2]) den urſprünglich mit dem Pronominal-Stamme der zweiten Perſon identiſchen der zweiten Zahl — wir betrachten das in den Dualen häufig erſcheinende v oder u, o nicht als Erweichung des in der 1 p. sing. und plur. erſcheinenden m — [3]); die eigentliche Flexion wird dem ungeachtet durch die an dieſen Zuſatz gehängten Suffixe gebildet, die ſich dann, wie oben, erſt allmälig für den Gebrauch des Duales fixiren und beſonders geſtalten. Die Bildung des Plurales hat ſofern Aehnlichkeit mit dieſer, als ſich häufig auch ein Anhängen der gewöhnlichen Suffixe an bereits vorhandene ſelbe oder andere zeigt [4]), richtiger zu bezeichnen als eine Doppel-Suffixion oder Demonſtration zur Darſtellung der Vielheit, gänzlich zu ſcheiden von jenem in ſpäterer Zeit durch innere Abſterbung der erſten Suffixe veranlaßten Zuſatze

---

1) Vielleicht erklärt ſich aus der Priorität des Duales die in mancher Hinſicht vollſtändigere Suffixion, als im Plurale; doch kann auch durch den häufigeren Gebrauch in letzteren mehr Abſchleifung gerathen ſein. Bopp (vgl. Gr. §. 206) erklärt die ſtärkere Suffixion des Duales aus deſſen ſtärkerer, beſtimmterer Demonſtration. Indeſſen wagen wir nicht die ſchon häufig beſprochene Frage über das Alter des Duales im Verhältniſſe zum Plurale zu entſcheiden, und bemerken hier nur: daß es häufig wahrſcheinlich wird, daß an den Dualformen der Nomina das ausgebildete zweite Zahlwort ſamt ſeiner Flexion ſuffigirt ſei.

2) In der Britiſchen Sprache a's Präfix.

3) Doch macht Bopp a. a. O. §. 206, 207, 213 wahrſcheinlich, daß Sanskr. âu aus âs entſtanden ſei. — Ueber aus dem zweiten Zahlworte entſtandne Dual-Suffixe ſ. auch Grimm Gr. I., S. 815.

(Vgl. u. A. Bopp a. a. O. §. 229.

neuer [1]). Bei einigen Pluralsuffixen findet auch Lautverstärkung durch Rhinismus u. dgl. Statt [2]).

Die Flexion der Verben ist in ihrer Quelle Eine mit der der Nominal- und Pronominal-Stämme, und selbst die Bezeichnung der Zeitunterschiede durch Reduplication, Ablaut und Gunirung zeigt sich bei dem Nomen [3]) wie bei dem Verbum, verliert aber bei der Abnahme des organischen Sprachlebens eher ihre Geltung für das Nomen, als für das Verbum.

Die Nominal-Flexion oder Declination zeigt ihre alterthümlichsten Erscheinungen bei den Deutewörtern, demnächst bei den Adjectiven, am Wenigsten bei den Substantiven [4]).

---

1) Vgl. o. S. 31 **. — 70 *. — 94 Anm. 1. — 99 Anm. 1.

2) Bei Conjugation und Declination. Für letztere vgl. Bopp a. a. O. S. 275.

3) Ueber die Selbständigkeit der Nominal-Bildung s. Schmitthenner D. Etym. S. 31. — Graff Ahd. Sprachschatz S. XIX.

4) Wir wollen über die chronologische Folge der Wörterclassen hier nur kurz einige Ansichten und Zweifel aussprechen.

Substantive sind ursprünglich Eigenschaftswörter *), Eigenschaftswörter oder Adjective aber ursprünglich, um Benfey's Ausdruck **) zu gebrauchen, Participe. So gibt sich die Folge: Verbum, Adjectiv, Substantiv — wir geschweigen der weiteren Entwickelungen; vgl. etwa o. S. 65. ff. — Nach dieser Folge zeigt sich nun auch die Alterthümlichkeit und Stetigkeit der Flexion. Bei den Verben bleiben wenigstens deren Reste, wo Declination aufgehört hat, (eine Ausnahme bei den Keltischen Sprachen wird unten vorkommen); die Adjectiv-Flexion ist in mehreren Sprachen antiker und vollständiger als die substantive.

Antiker, als beide letzteren, nun ist die pronominale, was wiederum aus dem im Vorigen erklärten Alter dieser Wörterclasse (mit Einschluße mehrerer Zahlwörter und Partikeln) her-

---

*) Vgl. Grimm Gr. II., S. 85.

**) Rec. über Schmidtii comm. in Seebode n. Jahrbb. III., 8, 4 S. 409. — Vgl. auch Grimm Gr. II., S. 696, b) über das Suffix an.

Einige Bildungssuffixe, besonders mit n [1]), doch diese nicht immer [2]), zerstören allmälig einen Theil der Flexions-

---

zuleiten ist Natürlich kann das Pronomen nicht in die obige Reihe gestellt werden, weder vor noch hinter das Verbum; sondern es bildet mit den übrigen declinirbaren Redetheilen, jenem gegenüber, eine eigene Reihe.

Aber:

Wir haben hier die Integrität der Flexion als correlativ mit dem Alterthume der Wörterclassen, bei welchen sie angewendet wird, angenommen. Es ist nun nicht unvernünftig, die Verschleifung der Formen als Abnutznng durch die Vielheit des Gebrauches zu deuten. Wollten wir diese in der Zeit, also als Länge und Alter des Gebrauches nehmen, so würden wir unsrer ersten Annahme widersprechen; darum müssen wir vielmehr gleichzeitige Häufigkeit des Gebrauches als die Norm annehmen, nach welcher sich der Grad des Haltens an der Flexion bestimmte; woraus z. B. der Satz: daß die Nomina ursprünglich gleich vollständige Flexion, als die Adjectiva, besessen *), diese aber durch die Häufigkeit des Gebrauches abgeschliffen hatten.

Wir können uns aber nicht verhehlen, daß dieser Grund nicht zureicht, vgl. z. B. das verbum substantivum, dessen unregelmäßige Abwandlung allerdings aus dem häufigen Gebrauche zu erklären ist, nicht aber dessen Aufbewahrung mancher grammatischen Alterthümer; ferner die Pronomina, die samt ihren Alterthümlichkeiten doch gewiß häufig genug gebraucht werden.

Somit müssen noch andere Gründe aufgestellt werden können. Z. B. für die Pronomina der geringe Umfang der Stämme, der u. A. im Ahd. die Unableglichkeit des r **) wirkte. Andere Gründe sind in der inneren Beschaffenheit, der Anwendung und Construction der Wörterarten zu suchen, welche Pronomen und Adjectiv zur Beibehaltung deutlicherer Flexion trieb; wie denn in der That in den Deutschen Sprachen das schwache Adjectiv, dessen Flexion dem schwachen Substantive nachgebildet wurde (oder wenigstens damit übereinstimmt), „unverkennbare substantivische Construction und Bedeutsamkeit“ ***) zeigt.

---

*) Vgl. Grimm Gr. I, S. 807, 19).
**) Vgl. Grimm Gr. I., S. 802, 3).
***) Vgl. Grimm a. a. O. S. 823, 14). II. S. 543.

suffixe und setzen sich selbst an deren Stelle [3]), in den meisten Sprachen [4]) im Nominative des Singulares samt dem Flexionssuffixe abfallend, doch ursprünglich nicht ohne Ersatz [5]), und in manchen Sprachen scheinbar zurückkehrend, worüber unten. Dieß ist die sogenannte schwache Declination, die noch immer an Ausdehnung gewinnt, da dieß amphibiale n sich seit lange auch an Wortstämmen ansetzt, denen es ursprünglich nicht einmal als Bildungslaut zukam. Verschieden von diesem n ist das fast [6]) aus-

1) Wiefern in Japet. Sprachen außer den Deutschen schwache Declination anzunehmen sei s. bei Grimm Gr. I., S. 832—3 und Bopp's o. angeführte Recension, so wie auch Oeffen vgl. Gr. nom. sing. A. a. O. bei Grimm und Bopp sind auch noch mehrere Suffixe angegeben, deren Erscheinung und Wirkung in der Declination der jenes n's gleicht. Eine Art schwacher Declination bildet das Ahd. Suffix ir vgl. Grimm Gr. I., S. 622, 631, 816. Welche ist die ursprüngliche Gestalt dieses ir? Bopp erklärt es — vgl. Gr. S. 279 — aus Sanskr. Neutralsuffixe as; Grimm — Gr. I., S. 829 — stellt es mit der Lat. Form sucres zusammen; noch Mehr darüber II., S. 270 — 1. Wie in der Hochdeutschen Sprache hat auch in der Walachischen die Bildungs-Sylbe — r über die Gebühr um sich gegriffen, was nach vorliegenden Quellen bei Muratori u. A. auch in andern Romanischen Sprachen früher der Fall war; einigermaßen bekanntlich auch bis in neuere Zeit in der Italienischen. Ueber den minderen Grad flexivischer Natur jenes Suffixes ir s. Anm. 3).

2) Vgl. Grimm Gr. I., S 821, 11).

3) Mehr und minder deren Natur annehmend; vgl. Grimm Gr. II., S. 538, 1) 578, 1).

4) Wo dieß nicht der Fall ist, mag der älteste Zustand erst später auf unorganische Weise zurückgeführt sein. Vgl. Bopp vgl. Gr. §. 113. In dem Gemein-Griechischen μεγάλος zeigt der Accent, daß die Form nicht die älteste des Nominatives ist, sondern daß sie später aus den casus obliqui hierher überging. Oder sollen wir hier eine Assimilation des Accentes annehmen, wie bei ἀνθρώποι (st. ἄνθρωποι): ἀνθρώποις — ?

5) Ueber Nachgefühl des alten Suffixes vgl. Grimm Gr. I., S. 821, 10).

6) Ueber dessen Existenz in den Germanischen Sprachen s. Bopp

ſchließlich der Sanskrita-Sprache eigene euphoniſche **n** in der Declination [1]), ſo wie auch das Griechiſche *ν ἑφελκυστικὸν* und das Semitiſche **n paragogicum**. Zur ſchwachen Declination zu gehören ſcheint das in neuen Volksſprachen erſcheinende **n**, z. B. in Neu-Griech. *αὐτονῶν, ἐμένα* u. ſ. w. Wal. mène, tène, séne. Heutiges Mittel-Deutſch **gewiſſene** u. dgl. — Eine andere Bedeutung hat bekanntlich der Ausdruck **ſchwach** bei den „ſchwachen Caſus" in mehreren Sprachen, beſonders der Sanskritiſchen [2]).

Die älteſte Bezeichnung der Zeitverhältniſſe mag ſich auf die der Vollendung durch Reduplication, alſo eine Verſtärkung der Wurzel, beſchränkt haben [3]), welche ſpäter durch die Anwendung des Ablautes — d. h. durch Feſthalten des Wurzellautes im Gegenſatze zu abgelauteten = geſchwächten Vocalen; — erſetzt wurde, zum Theile auch durch Gunirung und ähnliche Lautverſtärkungen, welche Anfangs noch nicht ganz ſelbſtändig auftreten, ſondern die noch gebliebene Reduplication ſecundiren [4]).

Daß alle dieſe Mittel anfänglich zur Bildung ganz

---

vgl. Gr. §. 133, 246. **Grimm** Gr. I. S. 806, 15). 817, 40). rechnet dieſe Erſcheinung als zur ſchwachen Declination gehörig.

1) Nicht in der Conjugation, da das **n** bei der 5. und 9. Claſſe der Zeitwörter organiſcher Theil einer urſprünglich ſelbſtändigen Wurzel iſt. — Zu jenen euphoniſchen **n** gehört auch das des Pronominal-Locatives auf **in** ſ. **Bopp** vgl. Gr. §. 201 gegen ſeine frühere Anſicht in der 3. **Abh.** vgl. Zergliederung ꝛc. Berl. Abh. 1826.

2) Vgl. u. A. **Bopp** vgl. Gr. §. 129 ff. S. auch o. S. 80 Anm. 1. Ob nicht dieſe Eintheilung aus organiſchem Principe entſprang? **Pott** a. a. O. S. 52, 61 erklärt ſie aus dem mechaniſchen Deutlichkeits-Principe.

3) Hier kommt freilich noch die chronologiſche Stelle des Augmentes in Frage, welches **Bopp** gr. crit. r. 317 Anm. aus dem **a privativum** erklärt. Vgl. **Pott** a. a. O. S. 23.

4) Vgl. o. S. 79 Anm. 1. Ferner ſ. dagegen **Grimm** Gr. II., S. 73; wiederum dagegen ib. I, S. 1056 und **Bopp**'s Recenſion.

ſecundärer Wurzeln [1]) angewendet wurden, erwogen wir ſchon vorhin; in gleicher organiſcher Geltung wurden ſie dann zur Bezeichnung einzeler Zeitformen angewendet [1]). Am Stärkſten fixirten ſie ſich in den Formen für die größte Vollendung, die Vergangenheit, weßwegen das Präſens nur ſelten [1]) noch Reduplication und in den Germaniſchen, Lateiniſchen [2]) und Griechiſchen [3]) Sprachen ſchwächere Verſtärkung und Gunirung zeigt, als das Perfectum. Dieſes wurde nun alſo durch Laut-Verſtärkungen [4]) und durch die Ablautung der übrigen Formen in gleicher

---

1) In den Sanskr. Zeitwörtern dritter Claſſe erblicken wir nicht jene gänzliche Wurzel-Reduplication, da ſowol die Bedeutung dieſer Wurzeln, als der Mangel der Reduplication in den tempora generalia dagegen ſpricht. Die Reduplication hat dort vielmehr ihre ältere weitere Ausdehnung als Zeitbezeichnung behalten, welche nie über die tempora specialia (mit Einſchluſſe des praet. redupl.) hinausging, da nur dieſe die durch die Reduplication charakteriſirten Zeiten, Vergangenheit und Gegenwart, darſtellen. Als reduplicirte Wurzeln ſind dagegen die Sanskr. Deſiderativa und Intenſiva zu betrachten.

2) D. h. der kurze Vocal wird in dem einfachen oder ſtarken — vgl. Pott a. a. O. S. 21 ff. — Perfectum in der Regel nach Abfalle der Reduplication lang, oder es tritt eine andre Lautverſtärkung ein. Vgl. Grimm a. a. O. S. 1056.

3) In der Griechiſchen Sprache nehmen wir nach Pott a. a. O. S. 12 ff. als Normal-Präteritum für unſern Satz das ſo genannte zweite oder mediale an. Dieſes zeigt im Verhältniſſe zum Präſens ᾱ (ᾱ, η): α; ο: ε; οι: ει — ο und ε ſind nämlich beide aus a entſprungen, ε aber als deſſen ſchwächſte Geſtaltung zu betrachten —. Den Wurzelvocal dagegen zeigt am Getreueſten der ſogenannte zweite Aoriſt. — Vgl. Grimm a. a. O. S. 1056 — 1057. Pott a. a. O. S. 12 ff.

4) Bopp — Rec. über Grimm — erklärt die Gunirung in 1, 2 p. sing. des Germ. Prät. entweder aus deren Einſylbigkeit oder aus Rückwirkung der verlorenen Endung a; alſo aus phonetiſchem Grunde nach ſeinem ſchon erwähnten Grundſatze; dem gemäß auch ebendaſ. den Vocalismus des plur. praet.

Weiſe [1]) charakteriſirt, als vorher durch die Reduplication; es behielt oder erhielt den ſtärkſten Klang. Der Uebergang von der Reduplication zum Ablaute ſtellt ſich in den reduplicirend-ablautenden Zeitwörtern dar, von welchen wir die reduplicativen Formen trennen, in welchen der Wurzelvocal durch eine nur phonetiſche Lautſchwächung geändert iſt, welche ſowol durch das Gewicht der Reduplication, als durch die umlautende Kraft der Endungen gewirkt ſein kann (wie z. B. in cecini u. dgl.) In den reduplicirend-ablautenden Zeitwörtern iſt die Reduplication im Erſtarren und Abſterben begriffen, was ſich auch in der übrigens in mehreren Sprachen ſehr früh erſcheinenden Fixirung eines beſtimmten Reduplications-Trägers ſtatt des gebührenden Wurzelvocales zeigt. In den Deutſchen Sprachen läßt ſich der weitere Verlauf am Deutlichſten, doch nicht ausſchließlich in ihnen, beobachten. Der älteſte Erſatz für die gänzlich abfallende Reduplication iſt der Ablaut [2]) (oder richtiger: der Gegenſatz zum Ablaute; vgl. das Obige), ſchon in der Gothiſchen Sprache; der jüngſte [3]) eine Art von Gunirung, die in der Alt-Hochdeutſchen Sprache in den Conjugationen auftritt, welche am Längſten die Reduplication bewahrt hatten; wir faſſen mit Schmitthenner [4]) und Graff [4]) dieſe Gunirung nicht als Contraction [4]) auf, weil ſie ohne Unterſchied der

---

1) Aehnlich, wie nach unſrer früheren Bemerkung die Sanskr. Wurzelſylbe va ſich zu ihrer Schwächung u verhält, wie Guna zu Grundlaute.

2) Grimm a. a. O. S. 1039.

3) Vgl. die Lateiniſche Sprache ſ. o. S. 111 Anm. 2).

4) Deutſche Etym. S. 70. — Graff Ahd. Spr. S. XXI — XXII, XXIV*. — Grimm Gr. I., S. 103—4, 862—3 cf. S. 1038—9. Es ſind hier mehrere Erklärungen anzuwenden und angewendet worden.

a. Grimm erklärte den Vocalismus des Ahd. Präteritum der erſten vier Conjugationen als materielles Erzeugniß der

auslautenden Wurzelconsonanten ersetzt und weil sie über das, wie schon mehrfach erwähnt, auch anderswo ähnliche Function ausübt. Sie ist mit der Sanskritischen Verstärkung des a in ê im praet. redupl. zum Ersatze für wegfallende Reduplication zu vergleichen, wenn diese Erscheinung nicht vielmehr bloßer Umlaut ist [1]). Der Wurzel-

---

früheren Reduplication, verhehlt aber die Schwierigkeiten dieser Erklärung nicht.

b. Ursprünglich fände ächter (Sanskritischer) Guna durch vortretendes a Statt, das später zu i verdünnt wäre. Vgl. Bopp vgl. Gr. §. 27, 83. Auch Graff Ahd. Spr. S. XXI, **.

c. Warum sollen wir nicht eine der Deutschen Sprache eigenthümliche Gunirung durch vortretendes i annehmen? Vgl. Graff Ahd. Spr. S. XXI, **. Einigermaßen wäre die o. S. 80 Anm. 1 angeführte Verstärkung oder Gunirung durch nachtretendes i zu vergleichen. — Jenes i bildete mit a=ia, mit u=iu, mit i=ii, woraus im Gothischen ei, im Ahd. i wurde.

d. Oder sollen wir eine ursprüngliche bloße Verlängerung des Wurzellautes annehmen, die sich später als Diphthongescenz gestaltete? Da das Goth. und Ahd. iu im praes. IX Conj. wenigstens mit dem Ahd. iu des praet. III. Conj. zusammenzustellen ist; so ließe sich zur Unterstützung für d. anführen, daß in manchen Präsens-Formen IX Conj. ù für iu erscheint. Vgl. Graff a. a. O. S. XXI, **. Grimm Gr. II., S. 7.

Alle diese Hypothesen können indeß nur für Conj. I, IV, deren Wurzellaut a sich als iu, und für Conj. III, deren Wurzellaut u sich als iu gestaltet — vgl. Graff a. a. O. S. XXI, * — gelten; nicht für Conj. II, die ungeachtet des Wurzellautes i ia bildet. Bliebe uns zur Erklärung derselben nur die Annahme der Accomodation, falscher Analogie übrig?

1) Vgl. Bopp Gr. crit. §. 139 b und Anm. — S. auch o. S. 77 Anm. 2. Wir erlauben uns indeß einige Zweifel. Die Länge des (in Sanskr. immer langen) ê in têritha und in den ähnlichen

vocal ist bei den Gothischen reduplicirend-ablautenden Verben, wie anderswo, im Präteritum zu suchen und zwar, nach dem Obigen, gunirt: ô = â; im Präsens war das ursprüngliche a zu i geschwächt und dieß wiederum gunirt, wozu ebenfalls unser Früheres zu vergleichen.

Andre Bemerkungen über Ursprung und Zwecke der Abwandlungen der Vocale sprachen wir oben bei diesen aus.

Die Bezeichnung der zukünftigen Zeit geschieht durch Zusatz einer Verbal-Wurzel, besonders einer des **verbum substantivum**, woher das s in Futuren, Desideративen [1]), Inchoativa [2]) und ähnlichen Formen [3]).

Lateinischen Gestaltungen cêpi, frêgi etc., gegenüber dem kurzen oder nur positions-langen a, — vgl. Grimm Gr. I., S. 1056 und Bopp's Rec. über Grimm — ist ganz im Charakter des Präteritum, um so mehr da für weggefallene Reduplication Entschädigung zu erwarten stand; und wir dürfen sie darum als sehr alt, älter denn den Umlaut, annehmen. ê erscheint nun wenigstens im Gothischen und auch im Sanskrite — schwerlich immer als Umlaut zu erklären — häufig als Verstärkung von a, vielleicht durch ein nachtretendes i entstanden — vgl. v. S. 77 Anm. 2 und S. 80 Anm. 1. — Und warum zeigt Lat. fâvi, scâbi nicht Umlaut, wenn er in jenen Formen Statt fand? Es ist wenigstens eher zu vermuthen, daß zwei verwandte Verstärkungs-Arten, in ungefähr gleicher Zeit entstanden, auch fürder in gleicher Zeit neben einander bestanden; als daß ein etwa ursprüngliches â sich in den letzten Formen erhalten hätte, während die ersteren, gleichzeitig bestehenden, den Umlaut angenommen hätten — wiewol solche Capricen der Sprache nicht unerhört sind.

1) Die bei diesen in der Sanskrit-Sprache zugleich angewendete Reduplication soll allerdings den Grundbegriff verstärken; würde aber, allein gebraucht, eher eine vollendete oder geschehende Handlung ausdrücken und bedarf des Futur-Zeichens, um das Sehnen und Streben darzustellen. Ueber ein zweites Element i (y), in der Bildung von Futuren, Desideративen u. dgl. s. Pott a. a. O. S. 31 — 5. Besonders thätig ist dieses auch in der Bildung der Modi. Von eingeschobenen vocalischen Wurzeln

Die in den Futuren u. dgl. zuerst angewendete Periphrasis = die Zusammenstellung und zum Theile allmälige Verschmelzung der Verbal-Stämme mit Hülfsverben, zunächst zur Bezeichnung der Zeitunterschiede, dann der transitiven, intransitiven und passiven Verhältnisse oder Status — zeigt sich in sehr verschiedenen Perioden wiederholt und bezeugt dadurch die lange Dauer der Bildungskraft in den Sprachen. Hierhin gehört auch die schwache Conjugation, die Zusammensetzung und Verschmelzung der Verbal-Stämme mit einer Thun bedeutenden deutalen Wurzel (dhâ, ta, θη u. dgl.) in den Persischen [4]), Ossetischen [4]), Armenischen [4]), Litthauischen, Griechischen [5]) und Germanischen [4]) [6]) Sprachen, wodurch häufig andre, organische [7]) Bildungsmittel der Conjugation, als Reduplica-

---

sind die phonetischen Einschiebungen der Bindevocale zu scheiden; die Ansichten über diese Sichtung sind bis jetzt noch verschieden.

2) Wenn nicht die Gruppe sk in den Lateinischen und Griechischen Verben von der Wurzel as zu trennen und mit der des Deutschen geschehen zusammenzustellen ist. Erklärungen s. bei Wüllner sprachl. Formen §. 26 ff. Rautenbach Rec. über Bopp's vgl. Gr. in Bair. Annalen 1835 Nr. 34.

3) Vgl. Grimm Gr. I., S. 1051, 1058. S. 1065 rechnet er auch visan (vas) hierhin, als aus der Wurzel Sanskr. Wurzel bhû gebildet; anderswo findet sich vas aber mit der Sanskr. Wurzel vas = wohnen zusammengestellt.

4) Ein Theil der mit jener Wurzel zusammengesetzt scheinenden Formen möchte durch das Participial-Suffix ta zu erklären sein. Ueber die Persische Sprache und das Gothische Passivum vgl. Bopp's Rec. über Grimm. Ueber die Genesis der schwachen Conjugation s ebendas. und Grimm Gr. I., S. 1010 — 2.

5) Vermuthungen dieser Zusammensetzung auch außer den bekannten Formen des aor. 1 und fut. 1 pass. s. bei Pott a. a. O. S. 47.

6) Ueber die Möglichkeit, daß auch das Gothische Passivum hierher gehöre, s. Bopp's Rec. über Grimm; s. o. Anm. 4.

7) Ueber das unorganische, plumpere, handgreiflichere Wesen der

tion, Vocalveränderung, ausgeschlossen werden. Besonders geschieht Letzteres in den Germanischen Sprachen, wozu ohne Zweifel der Umstand beiträgt, daß dort nur bereits durch Zusatz vocalischer Wurzeln entstandene neue, abgeleitete zur schwachen Conjugation gehören. Diese Ableitung durch eine vocalische Wurzel zeigt sich, aber nicht in Correlation mit der durch eine dentale Wurzel, wol in allen Japetischen Sprachen; und da sie fast überall zwar nicht auf gleiche, aber doch auf ähnliche Weise die Conjugation für Periphrasis empfänglicher und für jene andern Bildungsmittel unempfänglicher macht [1]), können wir sie mit jener andern Zusammensetzung als Kennzeichen schwacher Conjugation coordiniren. In der Ahd. Sprache hat übrigens die zugetretene vocalische Wurzel das Verdienst, das sonst im Germanischen fast ganz verschwundene alte Suffix der 1 p. sing. geschützt zu haben [2]). Später nimmt die Sprache wieder eine jener Zusammensetzung mit dhâ ähnliche Zusammenstellung mit thun, *to do* im Altdeutschen, Englischen und in Deutschen Volksdialekten vor, die aber bis dahin nicht zur Verschmelzung gediehen ist. Analog ist auch die Zusammenstellung eines abstracten Nomens, wie dort des ebenfalls als solches zu betrachtenden Infinitives oder der Wurzel, mit einem Thun bedeutenden Verbal-Stamme, beson-

---

schwachen Conjugtion vgl. Grimm a. a. O. S. 1040 δ) (oben), und die häufige schwache Conjugation in der heutigen Kindersprache (vgl. o. S. 58 Anm. 1.)

1) Vgl. außer mehreren Sanskritischen Verbenclassen die Grammatik der einzelen Sprachen und namentlich Grimm Gr. I., S. 1060 — 1.

2) Beim ersten Blicke scheint auch die Germ. schwache Declination das Suffix des Acc. sing. geschützt zu haben, was doch wol aus überwiegenden Gründen nur scheinbar ist. Anders verhält es sich mit Nom. und Acc. plur. Vgl. Grimm Gr. I., S. 818, 2).

ders dem aus der Wurzel kar (kr) erwachsenen schon in der Sanskrita-Sprache (auch das praet. red. circumscr. gehört hierher cf. *Bopp* Gr. crit. r. 457 ann.), stärker in den neueren Indischen und den Medo-Persischen Sprachen, nämlich der Persischen und Ossetischen, mit sonderbarer Ausnahme der Armenischen. Vergleiche auch Ahd. unarta tuôn u. dgl.; pessum — do, per — do, venum — do, auch wol, satis —, lucri —, cale —, tepe — facere etc.[1]); den Gebrauch des Griech. θεῖναι mit Accusativen[2]) (θεῖναι, dare, tuôn sind auch materiell Geschwister).

Später Periode gehört das Zusammensetzen der Verbal-Stämme mit Präpositionen zur Bezeichnung grammatischer Formen an, woraus in manchen Sprachen, wie z. B. der Ossetischen, allmälig fast völlige Verschmelzung wird; wie denn die Präpositionen, nachdem sie zuerst untrennbar geworden sind, in mehreren Sprachen zur völligen Zusammenschmelzung mit Stämmen neigen. Auch in der Declination mancher entstellteren Japetischen Sprachen dürften sich ähnliche Erscheinungen nachweisen lassen.

Obwol die Sprache in ihrem älteren Bestehen im Allgemeinen die zahlreichsten und geschiedensten Formen zeigt; so finden doch einzele Ausnahmen Statt, wo entweder neue Schöpfung größeren Reichthum entwickelte, als die alte[3]), besonders durch Periphrasis; oder wo Eine alte Form sich zerspaltet und dadurch neue erzeugt — wie z. B. der Ahd. Instrumental[4]); die Goth. Geschlechts-

---

1) S. Grimm Gr. II., S. 969.

2) S. Pott a. a. O. S. 47.

3) In Bezug auf Ableitung vgl. o. S. 67 Anm. 2.

4) S. Bopp vgl. Gr. §. 162.

unterscheidung im gen. plur. [1]); über noch mehrere, besonders vocalische, Unterscheidungen in den Ahd. Formen vgl. u. A. Grimm Gr. I., S. 616; die Entwickelung der Gr. Formen *ποδὸς, πόδες, πόδας* aus ursprünglichem padas [2]); die Lat. Unterscheidung zwischen a fem. und u (o) masc. und neutr. aus urspr. a u. dgl. solche Schöpfungen sind, durch welche wenigstens neue Unterschiede schon vorhandener Formen gegeben werden —, was indessen oft nur unvollkommener Ersatz für früher besessene antikere Formen ist [3]).

Einen noch weniger organischen Ersatz für abgefallene oder ganz geschwächte Suffixe bildet der bei ihren Lebzeiten durch ihren phonetischen Einfluß entstandene und nun sie überlebende Umlaut [4]) in der Stammsylbe. Dieß gilt zunächst für die Germanischen und Keltischen Sprachen; besonders weist in der Galischen Declination der gebliebene Umlaut [5]) den Forscher auf die Beschaffenheit der abgefallenen Suffixe hin. Diese Erscheinung ist gleichsam der letzte Zeuge aus der Flexionsperiode; auch in der Galischen Sprache zeigen sich daneben wirklich noch einige Suffixe, am Deutlichsten noch der Rest des pluralen Dativ-Suffixes, ibh. Um so auffallender ist diese Bemerkung hier, weil in der Galischen Conjugation die zerstörende Hand

---

1) S. Bopp a. a. O. §. 246.

2) S. Pott a. a. O. S. 22. Aehnliches Verfahren in der Conjugation s. o. S. 83—4.

3) Vgl. o. S. 68.

4) S. o. S. 79 Anm. 1.

5) Sogar die Assimilation läßt, in den Germanischen Sprachen wenigstens, solche Schlüsse zu s. Grimm Gr. I., S. 304.

der analytischen Periode weit stärker gewaltet hat, da sonst umgekehrt, wie denn Dieß auch der andre Keltische Hauptstamm zeigt, die Declination zuerst zerstört wird [1]). — Ueber das Verfahren des Sprachgeistes gegen die Nominal-Flexion sprachen wir übrigens schon oben; vgl. besonders S. 102, C.

Ein andrer Ersatz für abgefallene Suffixe wird den Stämmen durch Verlängerung oder Gunirung ihres Endvocales [2]); von besonderem Interesse ist dieser Satz für die Femininstämme ohne Nominativsuffix, mit langem Endvocale, der in entarteter Periode zwar seine Länge verliert, aber durch deren Nachwirkung doch bleibt, während die durch keine alte Länge geschützten Endvocale des Masculinum und Neutrum entweder verdumpfen (a zu ŏ, ŭ) oder ganz abfallen, bis in äußerster Entartung auch der feminine Endvocal ganz verdumpft.

Aber wir sprachen schon oben S. 68, 91 die Ansicht aus, daß die Verlängerung des Femininsuffixes durch eine Vereinigung des phonetischen Principes mit dem organischen gewirkt wurde; also nicht als fast bloß phonetischer Ersatz für abgefallenes Suffix [3]), obgleich erst nach Erschaffung der Suffixion. Ueberdas sind ja meistentheils bei solchen Stämmen Auslauts-Länge und Suffix in Ein-

1) Vgl. o. S. 107 mit Anm. 4.

2) Vgl. o. eine analoge Erscheinung bei der Wurzelbildung. — Die Belege für unsern Satz finden sich häufig in den meisten Japetischen Sprachen; s. namentlich Bopp vgl. Gr. und Reimnitz System der Griech. Declination.

3) Doch s. Bopp vgl. Gr. S. 142, 159 vgl. §. 154.

tracht neben einander und nur der Nominativ zeigt hier, wie anderswo die Neigung zum Suffix-Wegwurfe.

Nicht selten scheint in relativ zerrüttetem Sprachzustande nach längst eingetretener und eingewohnter Verderbniß der Laute und Formen eine unter dem Schnee lebendig gebliebene Erinnerungskraft alten Zustand zurückzuführen; als Beispiele mögen die schon erwähnte Reproduction der Suffixe n und r im Nominative Griechischer und Deutscher [1]) Nomina und der Rückumlaut in den Germanischen Sprachen [2]) gelten. Aber wo die Reproduction nicht eigentlicher Rest aus alter Zeit ist, wird sie besser aus Uebertragung einer allzugewohnt gewordenen Form an eine zufällig [3]) ihr ursprünglich gebührende Stelle oder aus phonetischen Gründen zu deuten sein. Durch Erinnerung an alte Form-Unterschiede ließe sich auch die im Nhd. häufig hervortretende Scheue vor Unterordnung von

---

1) S. u. A. Bopp a. a. O. §. 113, 115.

2) Vgl. Grimm Gr. I., S. 870 — 1 und Bopp dagegen in der o. a. Recension und dagegen wol wieder Grimm S. 873, wo die Formen des Präteritum mit dem umlautenden Bindevocale i als die älteren dargestellt sind. Oder soll vor pranta wirklich ein prannita (nicht prennita) in noch nicht umlautender Zeit hergegangen sein, dessen Synkope auch schon vor Eintritte der Umlauts-Periode erfolgte? Vgl. Grimm S. 871, γ) und o. S. 99 Anm. 5. Wenn Bopp a. a. O. das flexionslose part. prt. kiprennit jünger, als kiprantêr nennt, so steht Dieß nicht geradezu Grimm S. 873 entgegen, weil erstens die Flexionslosigkeit gewiß jüngere Periode anzeigt; und weil zweitens das nach Bopp a. a. O. durch das Participial-Suffix ta gebildete part. prt. der schwachen Conjugation nicht in ursprünglicher Beziehung zu dem Präteritum steht. Kann die ganze Lehre von dem Rückumlaute umgeändert werden?

3) Auch Grimm nimmt nach Gr. I., S. 822 keine organische Rückkehren in der Sprache an.

Nomina verschiedenen Geschlechtes unter Ein Geschlechtswort oder Eine sonstige grammatische Kategorie, wo die jetzige Form sonst nicht dagegen wäre, deuten; aber wir leiten sie richtiger aus logischem Principe ab.

Immer willkürlicher waltet der Geist mit der Sprache und nicht bloß mit ihren Formen, sondern auch mit ihrem Wörtervorrathe. Sonderbare Beziehungen der Sprache zur Geschichte zeigen sich: Ehrenhafte Worte pejoriren ihre Bedeutung, Diminutive erhalten den Rang ihrer Primitive und dieser Curs erhöht sich zur augmentativen Bedeutung. Die erste dieser Bemerkungen wird durch die meisten Sprachen, die beiden letzteren besonders durch die heutige Griechische Umgangssprache belegt.

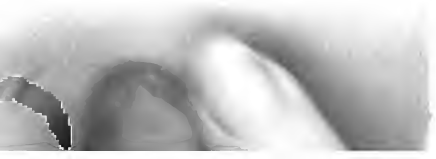
Die schönen Gebäude der Sprachen zerfallen allmälig; verlassen auf verödetem Boden, wie der feenhafte Todtenpalast zu Agra, stehen noch einzele reiche Antiken in der Gegenwart. Aber der freie Menschengeist trauert nicht über das Zerfallen der Form, die, obgleich reich und schön, dem erwachsenden zu enge ward; sondern er waltet wunderbar mit den Trümmern. Erhabene Menschen, die Fürsten im Reiche der Kunst und der Wissenschaft, adeln die gesunkensten Sprachen; und die Theile einer nur aus Trümmern bestehenden Sprache fügen sich unter eines Shakspeare's Hand bald zur feinsten Mosaik, bald zum erhabenen Pantheone zusammen.

Verbeſſerungen.

Seite	1	Zeile	5	von oben lies ſei	ſtatt ſey
—	16	—	8	— — — Heroen	— Herren
—	31	—	3	— — — pitr	— pifr
—	41	—	5	— unten — servabunt	— scrivabunt
—	78	—	6	— — — v.	— v.
—	80	—	4	— — — Vgl. Gr.	— Gr.
—	81	Anm.	7)	— ***	— XXX.
—	87	Zeile	8	— oben — Ahd. v.	— Ahd. v.
—	—	—	5	— — füge [1]) zu.	
—	89	—	4	— — lies tz.	— ȥ.
—	90	Anm.	1	— x	— ϰ
—	92	—	2	— hierher	— hieher
—	98	—	2	— Artikels	— Aritkels
—	99	—	3	— Gr. cr.	— Gr.
—	105	—	2	— aflifnand	— aflifnand
—	106	Zeile	1	von unten — 4)	— (
—	109	Anm.	1	— sucres	— sucres

— 41 ſteht mehrmals é ſtatt è

(Leichtere Fehler corrigire der Leſer.)



NOV 1 1 1943